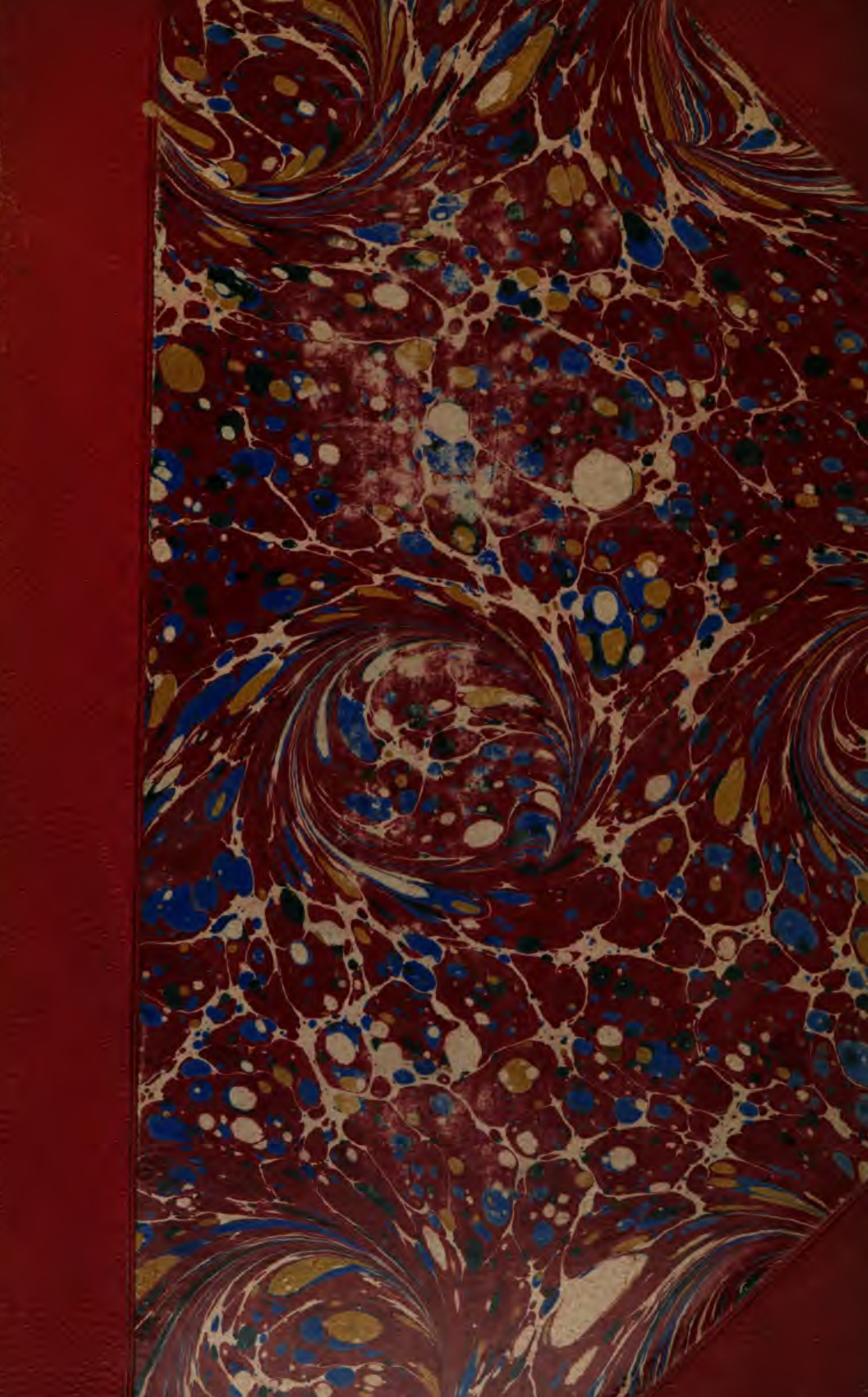


Goethes Lebensanschauung

Goethes Lebensanschauung

in

ihrer geschichtlichen Entwicklung

von

Christoph Schrempf

Erster Teil

Der junge Goethe

Stuttgart
Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff)
1905

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart

Vorwort.

Was ich mit dieser Schrift beabsichtige (die eine erste Kenntnis Goethes voraussetzen muß), habe ich in der Einleitung ausgesprochen. Darum habe ich nur noch einige Bemerkungen voranzuschicken, die sich auf Äußerliches, also Nebensächliches beziehen.

Ich habe Goethe sehr viel selbst reden lassen. In die Stimmung des jungen Goethe kann man nicht durch einen Bericht eingeführt werden, sondern nur dadurch, daß man ihn hört. Auch wollte es mir nicht in den Sinn, nur zur Wahrung meiner Originalität das, was Goethe selbst kräftig und anschaulich gesagt hat, matt und verschwommen oder überhaupt bloß mit andern, nicht bessern Worten zu wiederholen.

Was ich wörtlich zitierte und zur Rechtfertigung meiner Auffassung noch hätte zitieren können, habe ich im allgemeinen nicht mit Band und Seite nachgewiesen. Welche Ausgabe von Goethes Werken hätte ich dafür wählen sollen? Alle meine Belege noch einmal in der Hempelschen oder Weimarer Ausgabe nachzuschlagen, schien mir auch, offen gestanden, eine Mühe, mit der ich mehr einem gelehrten Schein diente, als wirklichen Nutzen schaffte. Für die meisten Leser wären die Noten müßig unter dem Texte gestanden. Wer aber meine Darstellung nachprüfen will, muß auch darauf achten, ob ich wirklich das Bezeichnendste ausgewählt, nichts Wichtiges oder gar Unentbehrliches übersehen habe; muß also doch den g a n z e n Stoff vor Augen haben.

Eine Auseinandersetzung mit fremden Ansichten habe ich vermieden. Denn ich möchte in Goethe ein-, nicht aus ihm ausleiten, was doch die häufigste Wirkung des Streits über ihn sein möchte. Auch wollte ich mich nicht der Gefahr aussetzen, zum Advokaten meiner Meinung zu werden; wollte mich nicht der Anmaßung schuldig machen, so im Vorbeigehen mit dem Schein der Unfehlbarkeit eine Ansicht abzutun, die vielleicht auf ebenso guten Gründen ruht wie die meinige. Deshalb beschränkte ich mich darauf, aus einem frischen, vollen Eindruck der Schriften und Briefe des jungen Goethe und seiner bedeutendsten Freunde darzustellen, wie ich ihn eben sehe.

Den zweiten Teil (bis zur italienischen Reise) und damit die erste Hälfte des ganzen Werks hoffe ich in Jahresfrist vollenden zu können.

Wenn der Leser aus dieser Schrift auch nur einen kleinen Teil des Gewinns und der Freude ziehen sollte, die mir die Ausarbeitung brachte, so kann ich es wohl zufrieden sein.

Stuttgart, im Oktober 1904.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Teil.

Der junge Goethe.

Einleitung.

1.

Das große Publikum hat an den Werken, die der Dichter ihm darbietet, immer nur ein stoffliches Interesse gehabt. Es will das Leben, das es in der Wirklichkeit durchgenießt und durchleidet, im Bilde noch einmal genießen, und zwar mit gesteigertem, verfeinertem, durchdringenderem Gefühl, zugleich aber auch mit der Erleichterung, daß es dabei den wirklichen Druck des Lebens nicht zu fühlen bekommt. Auch die kleinere Zahl von Lesern, die sich als das auserlesene, eigentliche Publikum des Dichters betrachten, will von seinen Werken Genuß haben; nur genießen sie nicht den Stoff, den der Dichter gewählt, sondern die Form, die er ihm gegeben, die Kunst, womit er ihn gestaltet hat. Der Kampf dieser beiden Gruppen von Interessenten an der Poesie erfüllt die Szene des literarischen Lebens. Eine dritte Art von Lesern hält sich im Hintergrunde, weil für sie der Umgang mit dem Dichter und seinem Werk im strengeren Sinne Selbstbeschäftigung ist und die Stille sucht. Sie erwarten von dem Dichter überhaupt nicht Genuß, sondern Belehrung und Erbauung. Hat der Dichter (was ihn eben zum Dichter macht) den schärferen Blick für das Leben, die feinere Empfindung des Lebens, und die Gabe, zu sagen, was er sieht und empfindet: so ergänzt, vertieft und deutet er uns das eigene

Erleben; und das ist jedem, der sein Leben als Mensch leben will, ein sehr wertvoller Dienst.

Der Unterschied des sinnlichen, ästhetischen und „menschlichen“ Lesers, den ich hiermit angedeutet, ist ein durchgreifender; und er bestimmt auch die Art, wie sich der einzelne zu dem Inhalt und Urheber der Dichtung stellt.

Der sinnliche Leser wünscht von dem Dichter etwas für seine Sinne, also das Sensationelle. Die Mannigfaltigkeit der vorgeführten Szenen soll ihn unterhalten und belustigen, die Leidenschaftlichkeit und Gefährlichkeit der geschilderten Kämpfe ihn auf eine angenehme Folter spannen. Darum folgt er dem Dichter gerne in eine unwahre, aber seinem Geschmack fürs Leben schmeichelnde Phantasiewelt; er wirft sich aber mit ihm auch gerne auf das Aktuelle, das aus dem Tage gegriffen ist und den Tag aufregt. — Der ästhetische Leser ist gegen den Inhalt der Dichtung sehr anspruchslos. Gestaltungskraft kann ja der Dichter überall zeigen, am Unbedeutenden wie am Bedeutenden, am Abstoßenden wie am Anmutenden, am Alten wie am Neuen. Nur ist nicht jeder Stoff für die künstlerische Gestaltung gleich günstig; und deshalb soll sich der Dichter nicht im Stoffe vergreifen. — Der „menschliche“ Leser verlangt von der Dichtung Gehalt. Sie soll ihm das ewig Alte und ewig Neue des Menschenlebens mit der Einfachheit und Innigkeit, Klarheit und Wärme vorführen, daß er eine fruchtbare Verschmelzung der Erfahrung des Dichters mit dem Ertrag des eigenen Lebens vollziehen kann.

Die Person des Dichters aber ist dem sinnlichen Leser so gleichgültig wie die Person des Clowns, der ihn belustigt, des Taschenspielers, der ihn in Spannung hält, des Journalisten, der seinen Hunger nach Aktuellem befriedigt. Doch ist es eine sehr erwünschte Steigerung des Effekts, daß die angebliche Dichtung sich als verschleierte Darstellung wirklicher Abenteuer des Dichters auffassen läßt. Und so bekommt auch das Leben des Dichters ein sensationelles Inter-

esse. — Der ästhetische Leser verhält sich zu der Person des Dichters wie zu der des Schauspielers. Wer nichts erlebt, kann das Leben nicht spielen, nicht dichten; Lebenswahrheit ist auch eine ästhetische Anforderung an die Kunst. Es gibt also auch Vertrauen in den Künstler, daß er sich als lebende Persönlichkeit erwiesen hat. Aber gar zu großer Ernst des Erlebens beeinträchtigt die künstlerische Freiheit des Spielens und des Dichtens; und in dem ästhetischen Genuß der Leistung soll doch der Gedanke an die produzierende Person untergehen. Der ästhetische Leser läßt sich die ästhetische Stimmung nicht gerne dadurch verderben, daß er daran erinnert wird, die ästhetische Produktion sei vielleicht der Reflex ernster Kämpfe, die in ihrem Ernst für den Dichter objektiv und subjektiv bedeutender waren als das Bild, in dem er sie verewigte. — Der „menschliche" Leser sieht darauf, ob der Dichter, der ihm seine Beihilfe zur Deutung des Lebens darbietet, nicht bloß etwas zu sagen und zu zeigen verstehe, sondern auch etwas zu sagen und zu zeigen habe. Denn der ernste Mensch will nicht bei dem bloßen Phantasten in die Schule gehen; ein Soldat wird sich nicht von einem Schlachtenbummler, der zeichnen und schwätzen kann, in das Kriegswesen einführen lassen! Der „menschliche" Leser muß den Dichter ernst nehmen können. Das mag schon durch dessen Werk allein hinlänglich erwiesen sein; insofern muß auch der „menschliche" Leser den Dichter nicht notwendig persönlich kennen. Doch wird er es immer für einen Gewinn erachten, zu erfahren, aus welchen konkreten Erlebnissen der Dichter seine Lebensanschauung geschöpft hat. Er kann die wirkliche Persönlichkeit des Dichters über dem Werke nicht vergessen, sondern wird durch sein Interesse genötigt, Dichter und Dichtung ineinanderzuschauen. Daß sie ineinander aufgehen, gibt ihm das angenehmste Vertrauen in die Solidität der Vertrauensperson, die ihm der Dichter in Fragen der Lebensanschauung ist.

2.

Wer sich an das Publikum wendet, kann sich sein Publikum nicht auswählen und muß sich also gefallen lassen, daß ihn jeder Teil des Publikums in seiner Art versteht und mißversteht, be- und mißhandelt. So ist es auch Goethe gegangen. In welchem Sinne wir uns mit ihm beschäftigen wollen, bestimmen wir am leichtesten, indem wir in Kürze andeuten, wie ihn das Publikum nahm und nimmt.

Für das große, sinnliche Publikum hat Goethe kaum je etwas andres gefühlt als Verachtung; und es ist ebenso natürlich wie gerecht, daß ihm die Gunst des großen Publikums versagt blieb. Als seine ersten Dichtungen gierig verschlungen wurden, mußte er bald entdecken, daß er sehr schlecht verstanden war. Auch heute hat er die Gunst des Lesepöbels nicht. Was sollte sie ihm auch verschaffen? Seine Romane sind — langweilig. Die pikantesten Stoffe hat er durch die Sucht, belehrend zu wirken, verdorben. Von Spannung hat er so wenig einen Begriff, daß er uns eher zu einer verweilenden als zu einer eilenden Lektüre veranlaßt. Sodann die Dramen! Götz hat einiges Burschikose, das sich ganz gut liest und sieht; und er hat die vortreffliche Figur der Adelheid. Iphigenie und Tasso sind langweilig. Egmont hat neben Unterhaltendem und Pikantem ganz doktrinäre Szenen. Und der weltberühmte Faust! Streicht man die Roheiten in Auerbachs Keller, den Unsinn der Hexenküche und Gretchens Verführung, so hat man noch eine Unsumme von überstiegenen Gefühlen und abstrakten Reflexionen, die die Gelehrten in sagenhaft vielen und dicken Büchern verarbeiten. Viel interessanter als die Dichtungen ist eigentlich der Dichter selbst; ist doch sein Leben von Beziehungen zu einer ganzen Reihe von Frauen durchzogen; und die Art dieser Beziehungen ist sogar nicht immer ganz sicher festzustellen! Hat er Friederike von Sesenheim wirklich verführt? Hat er mit Charlotte von Stein richtig die

Ehe gebrochen? Goethe freilich hat auch sein eigenes Leben in seiner gewohnten Art so erzählt, daß eine gewisse Spannung nur selten eintritt. — Zieht man von dem vulgären Urteil die eingelernte, leere Schwärmerei für den Klassiker Goethe ab, so wird nicht viel mehr übrig bleiben, als was ich hier grob skizziert habe.

Unter dem ästhetischen Publikum herrscht heute eine lebhafte Begeisterung für Goethe. Ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren, daß sie nicht immer ganz klar und echt sei, nicht immer auf Kenntnis und Urteil beruhe. Daß wir Goethe Kleinodien der Kunst verdanken, die zu den alleredelsten und herrlichsten gehören, wird niemand bestreiten wollen. Eine Frage aber ist es, ob man Goethe die beste und richtigste Seite abgewinnt, wenn man ihn vorwiegend als Künstler betrachtet; ob seine Werke dadurch mehr gewinnen oder verlieren, daß sie in erster Linie als ästhetische Leistung gewürdigt werden. Emerson wagte zu behaupten: „This lawgiver of art is not an artist;“ nach ihm schrieb Goethe „occasional poems and an encyclopedia of sentences“. Man wird nicht leugnen können, daß dieser Vorwurf, wenn er auch ungerecht ist, doch einer Abwehr bedarf. Ich meinerseits glaubte zu erproben, daß Goethe durch sein Dichten immer von dem Genuß der Dichtung als solcher wegstößt zu der ernsthaften Betrachtung der Wirklichkeit. Er hat der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit erhalten. Darin liegt schon, daß ihm die Wahrheit höher steht als die Kunst; — sollte die Göttin nicht ein höheres, ernsteres Interesse erregen als ihr Gewand? Und Goethe sorgt, wie gesagt, immer wieder dafür, daß wir die Wahrheit, nachdem wir auch ihren Schleier bewundert, doch lieber entschleiert sehen. Goethes letzte Wirkung ist nicht ästhetische Bewunderung, sondern Erkenntnis und Tätigkeit. — Goethe vorwiegend als Künstler zu fassen, wird uns auch durch die unauflösliche Verflechtung seines Dichtens und Lebens verwehrt. Es steht nicht bloß

so, daß wir Goethes Dichtungen aus dem Zusammenhange seines Lebens heraus tiefer verstehen als für sich allein; vieles davon ist für sich überhaupt nicht verständlich. Goethe hat das selbst zugegeben, als er die Bruchstücke einer großen Konfession, die in seinen Werken vorlag, durch „Dichtung und Wahrheit" vollständig zu machen suchte; und die Forschung, die immer tiefer in Goethes Leben eindringen, immer mehr Detail seines Lebens ans Licht fördern will, zieht daraus ihre innere Berechtigung. Für Goethe, den Künstler, ist diese Notwendigkeit, das Dichten aus dem Leben zu erklären, durchaus keine Empfehlung; denn das vollendete Kunstwerk soll eigenes Leben haben und ohne Kommentar verständlich sein.

Eben diese unauflösliche Verflechtung von Dichtung und Leben — und welcher Dichtung! und welches Lebens! — weist darauf hin, Goethe für den Leser in Anspruch zu nehmen, den wir den „menschlichen" nennen. Benützt er Goethe bei dem Bemühen, das Leben immer umfassender zu überschauen, immer tiefer zu durchblicken, immer klarer und kräftiger zu leben, so bringt es ihn nicht aus der Stimmung, sondern erst recht in die Stimmung, daß ihn das dichterische Werk auf die lebendige Persönlichkeit des Dichters zurückweist, auf die Wirklichkeit als Aufgabe für Kopf und Herz hindrängt. Und bei seiner Beschäftigung mit Goethe fällt gewiß weniger totes Material ab als bei dessen vorwiegend ästhetischer Verwertung. Das Recht dieser Auffassung kann nur durch deren Durchführung erwiesen werden. Vorläufig aber wollen wir Bedenken durch den Nachweis begegnen, daß wir damit nur einer Anregung Goethes Folge leisten. Als er sich entschloß, sein eigenes Leben zu erzählen, bezeichnete er als Hauptaufgabe der Biographie: „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er

Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt". Im Mittelpunkt des Interesses steht also das Werden der Persönlichkeit und daß sie sich daraus eine Welt- und Menschenansicht bildet. Was sie geschaffen, kommt zuerst als Abspiegelung der jeweilig gewonnenen Lebensanschauung in Betracht. Eine zweite, nebensächliche, von Goethe gar nicht besonders erwähnte Frage ist, welchen künstlerischen Wert diese Abspiegelung hat.

3.

Bestimmen wir doch, um Mißverständnisse zu vermeiden, noch besonders, was es mit dieser „Lebensanschauung" ist, deren Werden wir in Goethes Leben verfolgen wollen. Es gibt uns das zugleich nützliche Winke für die Ausführung unseres Unternehmens.

Zu einer Lebensanschauung gehört natürlich zuerst, daß man das Leben gesehen, teils selbst erlebt, teils mit andern miterlebt hat. Als „erlebt" haben wir dabei bloß das in Rechnung zu nehmen, was die Persönlichkeit im Innern berührt hat und von ihr innerlich zugeeignet wurde; daß man bloß auch dabei ist, wenn etwas passiert, macht dieses Ereignis noch nicht zu einem Erlebnis. Wir haben also darzustellen, wie Goethe das Leben, d. h. die verschiedenen Lebensverhältnisse, nach und nach er- und mehr oder weniger durchlebt hat; wobei wir auch die Möglichkeit im Auge behalten müssen, daß ihm gewisse Seiten des Lebens fremd geblieben sein könnten. Mehr als die Masse der Erlebnisse interessiert uns dabei ihre Art; wenige Erlebnisse verschiedener Art, rein aufgenommen, haben für die Bildung einer Lebensanschauung mehr Wert, als eine Menge gleichartiger. — Da für uns das Ereignis nur in Betracht kommt als Veranlassung für das Erlebnis, ist unsere Hauptquelle für die erste Zeit die in „Dichtung und Wahrheit" niedergelegte Erinnerung Goethes; von 1765 an tritt diese hinter die

dem Erlebnis gleichzeitigen Briefen zurück; aus der Zeit nach 1775 hat Goethe nur noch einzelne Ausschnitte seines Lebens zusammenhängend erzählt, und wir sind in der Hauptsache auf Briefe und Tagebücher angewiesen und auf Gespräche, die Freunde mit ihm geführt und uns überliefert haben.

Gegen das Erleben als ein Erleiden behauptet sich der Mensch immer zuerst dadurch, daß er es abwägt, wertet, ordnet; daraus ergibt sich sodann die Gegenwirkung gegen das passive Erlebnis, sofern sie nicht bloße Reflexbewegung ist. Zur Lebensanschauung gehört also, daß man den relativen Wert der Erlebnisse im Leben bestimmt. Dem einen scheint der Genuß, dem andern die Erkenntnis, dem dritten die Tätigkeit das Wichtigste am Leben zu sein; der schätzt das Individuelle höher, der das Soziale u. s. f. Wir haben also darauf zu achten, wie Goethe in jeder Periode seiner Entwicklung sozusagen das spezifische Gewicht der einzelnen Elemente des Lebens bestimmt hat. Dies ist wieder den Erinnerungen, Briefen, Gesprächen zu entnehmen, sodann aber auch den Dichtungen, die aus der betreffenden Zeit stammen. Denn diese entspringen der inneren Erregung, womit der Dichter irgend ein Erlebnis erlebt. Die Auswertung der Dichtungen aber für des Dichters Schätzung der Lebensverhältnisse nötigt zu der schwierigen Untersuchung, wie tief, was der Dichter ausspricht, dem Menschen gegangen ist. In der gehobenen Stimmung, aus der er dichtet, wertet jeder Dichter etwas anders als in der nüchternen Überlegung, die das Lebensgeschäft erfordert. Nicht als ob die letztere uns gerade den wirklichen, wahren Menschen offenbaren würde; aber die erstere gibt diesen auch nicht wieder, und die Wirklichkeit des Dichters ist, daß er beider Stimmungen fähig ist und wie er sie verbindet.

Das Leben ist ein Naturprozeß, dessen Gesetzmäßigkeit wir voraussetzen müssen, dessen Verlauf uns aber nie mit lückenloser Stetigkeit ins Bewußtsein oder vor Augen tritt.

Wir müssen also den Zusammenhang des inneren und äußeren Lebens immer erst konstruieren, und die Regeln, die man dabei befolgt, sind charakteristisch für jedes Menschen Weltanschauung. Sie bilden die „Erfahrung", auf die wir uns berufen, wenn wir den Verlauf einer angefangenen Bewegung des Lebens voraussagen. Der Dichter bietet uns insbesondere im Roman und Drama einen Ausschnitt des Lebens dar, dessen inneren Zusammenhang er nach seiner Erfahrung sich denkt und veranschaulicht. Goethe hat seine Erfahrung von recht früher Jugend an bis in das hohe Alter in einer fast unübersehbaren Fülle von Bemerkungen über die mannigfaltigen Verhältnisse des Menschenlebens ausgesprochen. Ferner hat er in Romanen und Dramen umfassendere und verwickeltere Erlebnisse vorgeführt, nach seiner derzeitigen Erfahrung geordnet und in inneren Zusammenhang gebracht. Doch haben wir bei einem Dichter immer zu befürchten, daß er bei seiner Verarbeitung des Lebens nicht bloß dessen inneren Zusammenhang (wie er ihn eben versteht) sichtbar machen wollte, sondern auch eine effektvolle Gruppierung beabsichtigte. Da aber Goethes Romane und Dramen nach gemeinem Urteil langweilig sind, dürfen wir das günstige Vorurteil für ihn haben, daß er nicht an der Neigung litt, das geschaute Bild des Lebens durch Effekthascherei zu verfälschen.

Endlich wird Lebensanschauung genannt, wie sich das Leben als Ganzes dem Menschen darstellt, der es also durch- und überblicken müßte, vom Mittelpunkt heraus und von der Vogelperspektive herab. Gibt es überhaupt eine solche Lebensanschauung, so ist sie jedenfalls sehr selten. Wie viele sind so tief in das Leben hinabgestiegen, daß sie sich eines zentralen Verständnisses rühmen könnten? wie viele haben sich so hoch über das Leben (also über sich selbst) erhoben, daß sie es als Ganzes überschauen und alles Einzelne im richtigen, wirklichen Verhältnis sehen konnten? Diese Gesamtauffassung des Lebens ist darum in der Regel nur

aus der Überlieferung übernommener Glaube oder Produkt einer kühnen Phantasie. Und so wird auch die Lebensanschauung des Einzelnen in der Regel nur nach dem Verhältnis charakterisiert und taxiert, in dem sie zu gewissen geschichtlichen Typen steht: es hat einer eine christliche, buddhistische, spinozistische Welt- oder Lebensanschauung u. s. f. Und in weiterer Konsequenz dieser Auffassung der Lebensanschauung wird als Kampf um die Welt- und Lebensanschauung gerne die Erwägung bezeichnet, ob man einen dieser Typen (namentlich den christlichen) als „Wahrheit“ anerkennen, als „Unwahrheit“ ablehnen müsse.

Goethe hat dadurch, daß er sich bald als entschiedenen Nichtchristen, bald auch als Christen bezeichnete, selbst die Veranlassung gegeben, daß man sich mit seiner Lebensanschauung in diesem Sinne eifrig beschäftigt. Richtig ist ja, daß sich sein eigenes Nachdenken über das Leben auch in der Auseinandersetzung mit dem Christentum gebildet hat. Aber er hat schließlich nur ein ziemlich humoristisches Interesse dafür gehabt, seine Stellung zu den patentierten Weltanschauungen zu bestimmen, ist auch bis jetzt in keiner sicher untergebracht worden. Da ich nicht den zentralen Blick für das Leben habe, mich auch nicht so hoch schwingen und dauernd halten kann, daß ich das Leben von der Vogelperspektive überschaute; und da ich auch noch niemand gefunden habe, der sicher so tief und so hoch gekommen wäre: so halte ich den Zank über die Welt- und Lebensanschauungen für eine müßige und unfruchtbare Sache. Und darum lasse ich mich auch auf die berühmte Frage nach Goethes Christen- oder Heidentum gar nicht ein. Mich interessiert immer nur festzustellen, wie Goethe je das Leben gesehen hat und warum er es je so sehen mußte. Was er über Christentum u. a. sagte, suche ich für dieses Interesse zu verwerten, nicht aber umgekehrt, was Goethe über das Leben sagte, zu einem Urteil über sein Christen- oder Heidentum. Wenn anders die Wissenschaft unbestimmte, vieldeutige

Worte (wie Christentum und Heidentum, christlicher Glaube, christliche Weltanschauung u. s. f.) verabscheut, so ist das auch die wissenschaftlichere Art, seine Lebensanschauung darzustellen.

4.

Die Entwicklung von Goethes Lebensanschauung muß nach dem Gesagten Hand in Hand gehen mit der Entwicklung seiner Persönlichkeit. Für diese aber ist charakteristisch, daß Goethe sich nicht (wie manche andere Größen des Geistes) in heroischen Entschlüssen mächtige Unternehmungen auferlegte, deren Ausführung je eine gewisse Periode ausfüllte und bestimmte; es lag nicht in Goethes Art, sich an einen weitausschauenden Lebensplan zu binden. Vielmehr treten Wendepunkte in seiner Entwicklung dadurch ein, daß er durch äußere und innere Verhältnisse genötigt wird, die Situation seines Lebens zu verändern; wodurch er sich zugleich neuen Einflüssen aussetzt, die er nun zu verarbeiten hat. Die einschneidendsten Ereignisse dieser Art sind die Übersiedelung nach Weimar 1775 und die italienische Reise 1786. Nehmen wir dazu Kindheit und Alter, so erhalten wir fünf Perioden, deren Inhalt sich in kurzem etwa folgendermaßen darstellt:

Der Knabe, der von wunderbarer Empfänglichkeit und Regsamkeit des Geistes ist, kann sich behaglich in einer mannigfaltigen Welt umschauen, wird ohne eigentlichen Zwang angehalten seine Fähigkeiten zu üben, sucht den belehrenden Verkehr mit interessanten Persönlichkeiten, macht sich selbst auch schon seine Gedanken über Welt und Leben — bis durch den beschämenden Ausgang seiner ersten Liebelei die Naivetät seines Dahinlebens eine empfindliche Störung erleidet (1764).

Der Jüngling sollte sich auf einen Beruf vorbereiten, folgt aber lieber seiner Neigung für Dichtung und Kunst, versetzt eine empfindsame Gesellschaft durch seine Persönlich-

keit und seine Dichtungen in einen Taumel der Begeisterung, wird durch sein entzündliches Herz in gefährliche und endlich in so peinliche Verhältnisse gebracht, daß er die Gelegenheit benützt, den Schauplatz seines Lebens zu wechseln (1765—75).

Der junge Mann wird der Freund eines Fürsten und in ein zerstreuendes Hofleben hineingezogen, dann der Diener seines Freundes, als der er an der Verantwortung für einen Staatshaushalt mit tragen muß; sein Herz verliert sich an eine Frau, die ihm wohl jede Art geistiger Förderung gewähren, ihm aber nicht als Weib angehören kann; unter der Last der Geschäfte und der Unruhe des Herzens leidet der Dichter und Mensch Not. Er entzieht sich der drangvollen Lage durch die Flucht (1775—86).

Der gereifte Mann kann in Italien zum erstenmal seinen Durst nach dem Genuß echter Kunst stillen, gewinnt unter dem Eindruck der herrlichen Natur und der naiven Sinnlichkeit des Volks den Mut, sich nach der Heimkehr durch die Verbindung mit Christiane Vulpius einen Zustand sinnlichen, häuslichen Behagens zu verschaffen, findet sich seiner Umgebung entfremdet, wird durch politische Bewegungen in Anspruch genommen und aufgeregt, sucht sich in künstlerische und wissenschaftliche Objektivität zu retten (1786 bis etwa 1806).

Dem Alter entgegengehend, repetiert er seine Jugend in leidenschaftlichen Erlebnissen, die auch sein Dichten wieder erwärmen; er verarbeitet sein eigenes Leben; der Dichter wird zum Weisen. —

Haben wir Goethes Gedanken über das Leben durch die einzelnen Phasen seiner Entwicklung hindurch verfolgt, so bleibt uns noch die Untersuchung, ob man von einer besonderen, einheitlichen, „Goetheschen" Welt- und Lebensanschauung reden könne; und worin sie etwa bestünde.

Erstes Buch.

Knabenjahre.

1.

Als Goethe das Licht der Welt erblickte, waren eben 100 Jahre verflossen, seit der kirchliche Bestand Deutschlands nach blutigen Kämpfen durch den westfälischen Frieden in der Hauptsache festgelegt worden war. Inzwischen hatte der konfessionelle Gegensatz an Schärfe und Bedeutung sehr verloren, obwohl er immer noch gefühlt wurde. Damit war auch das kirchliche Gemeingefühl erheblich zurückgegangen; die Frömmigkeit war Gesetz, Kraft und Trost privaten Lebens und Leidens geworden. Einen starken politischen Gemeinsinn durfte man aber damals von dem Deutschen nicht erwarten. Er war durch die religiöse und politische Zerrissenheit des Reichs, die Ohnmacht des Kaisertums, die egoistische Politik der einzelnen Fürstenhäuser ausgeschlossen. Wo man sich für das Aufstreben Preußens, für die Siege Friedrichs des Zweiten begeisterte, geschah es aus konfessionellem Interesse oder aus Freude an der Person des Heldenkönigs. Zudem mußte ja der schlichte Bürger die Politik, die die Fürsten machten, einfach über sich ergehen lassen; eine wirksame Betätigung seines politischen Sinns kam für ihn gar nicht in Frage. So trug das Leben durchaus einen privaten Charakter; es ging in der Sorge auf, sich durchzubringen, sich zu vergnügen, sich auch zu bilden. Wer höheren Sinns war, beschäftigte sich „zur Belustigung des Verstandes und Witzes“ mit schönen Künsten und Wissenschaften. Und zu den höheren Liebhabereien gehörte es wohl auch, daß man sich über die Religion, die man hatte, über den Gesellschaftszustand, in dem man lebte, seine Gedanken machte; worin sich freilich auch offenbarte, daß man sich in seiner Religion, in der herrschenden Gesellschaftsordnung nicht mehr ganz heimisch fühlte.

Doch ist wohl zu beachten, daß in jener Zeit die Unterwürfigkeit gegen die geistliche Autorität der Kirche, gegen die weltliche Autorität der Fürsten, des Adels, der Patrizier noch die vorherrschende Stimmung in Deutschland wie im übrigen Europa war. Man wahrte sich insbesondere den Ruf der religiösen Loyalität mit großer Ängstlichkeit; es konnte ja immer noch recht schlimme Folgen haben, für einen Freigeist, für einen unruhigen Kopf zu gelten. Aber es war durchaus nicht bloß die Rücksicht auf die Folgen, was die große Menge abhielt, die gewohnten Bahnen des Denkens zu verlassen: nein, man dachte gar nicht daran, eigene Wege zu suchen, und hielt es nicht für recht, sich von der Autorität loszulösen. „Die Alten hatten selbst noch kindliche Gesinnungen," sagt Goethe von jener Zeit, „und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzuteilen." Wie sie Pietät für das Bestehende, Überlieferte hatten, so hielten sie es auch für eine selbstverständliche Pflicht der aufwachsenden Generation, ihnen die Pietät nicht zu versagen.

Weil die Kirche in viel weiterem Umfange als heute noch die Gewissen beherrschte, mußte jede Regung selbständigeren Denkens zu einer Auseinandersetzung mit ihr führen; mit ihrem Dogma, ihrer Auffassung des geistlichen und weltlichen Lebens; mit der Autorität, die ihre Schutz- und Trutzwaffe war, der Bibel. Was wir heute erstreben: den Kampf um die Weltanschauung so tief zu fassen, daß die Stellung zur Kirche zur bloßen Konsequenz seiner Entscheidung heruntersinke, — das hatte in jener Zeit nur ein großer Geist nicht bewußt erstrebt, nein instinktiv erreicht: Spinoza.

Unter den loyalen Christen nun hatte, wie gesagt, der konfessionelle Gegensatz an Bedeutung eingebüßt; er stand nicht mehr im Vordergrunde des Interesses. Mehr beschäftigte die Gemüter die Spannung zwischen Orthodoxie und Pietismus (zu dem wir auch Mystik und Brüdergemeinde rechnen können.) Das Verhältnis dieser feindlichen

Brüder zu einander ist nicht so leicht zu verstehen. Denn der Orthodoxe wollte doch nicht bloß den rechten Glauben haben, sondern auch fromm sein, nur nicht Frömmler; der Pietist aber wollte gewiß nicht Frömmler sein, nur fromm, und in der Regel auch rechtgläubig. Aber der Orthodoxe legte den Nachdruck auf den Glaubensgehorsam als formalen Akt der Unterwerfung des Verstandes und Willens unter die Autorität der Schrift und des Bekenntnisses; dem Pietisten dagegen schien die Hauptsache das christliche Leben, in das man durch den Gehorsam des Glaubens eintritt. Darum betonte jener die Richtigkeit des Glaubens, die aus der ganz korrekten Unterwerfung folgen muß; dieser die Wichtigkeit der Gemütsbewegungen, unter denen sich eine Sinnesänderung vollzieht, die erbauliche Verwertung der heiligen Schrift, den brüderlichen Austausch der geistlichen Erfahrung, die in Übung der Nächstenliebe und mancherlei Enthaltungen bestehende fromme Praxis. Indem der Pietismus sich das Recht privater Erbauung erkämpfen mußte, ward er auch zu einer Auflehnung gegen das geistliche Amt, das die von ihm gehütete Reinheit des Glaubens dadurch gefährdet sah; ein Arnold wagte es schon, das wahre Christentum gerade bei den von der offiziellen Kirche abgestoßenen Ketzern zu suchen. Die höhere Wertung der Liebe aber mußte dazu treiben, bloße Unterschiede der Lehre tolerant zu übersehen; und so versuchte Zinzendorf die Liebhaber Jesu wenigstens aus allen evangelischen Sonderkirchen in eine „Brüdergemeinde" zu sammeln.

Auf dem Boden der kirchlichen Loyalität steht ursprünglich auch noch der Rationalismus, der in jener Zeit aufkam. Die Orthodoxie selbst hatte ja ein rationelles Element in sich aufgenommen: den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, das Gewissen mußte sie auch dem Nichtchristen zugestehen, und sie mußte durch Verstandesgründe beweisen, daß man der göttlichen Offenbarung den Gehorsam des Glaubens leisten müsse. Wie hätte sonst dem Un-

gläubigen sein Unglaube ins Gewissen geschoben werden können? So konnte es zuvörderst noch als Dienst gegen die Kirche aufgefaßt und dargestellt werden, daß der Philosoph aus einer Idee Gottes und der Seele, die zu der angebornen Ausstattung des Menschen gehören sollte, das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen unternahm. Auch der nächste Schritt vertrug sich noch mit loyalem Glauben: daß man den spezifisch christlichen Lehren, den eigentlichen Glaubensgeheimnissen, einen vernünftigen Sinn abgewinnen wollte. Warum denn nicht? Man muß sich bei dem Glauben doch auch etwas denken können! Aber dem Philosophen, der die allgemeinsten religiösen Wahrheiten bewies, lag es doch nahe, den Schwerpunkt der Religion in das zu verlegen, was er beweisen zu können glaubte. So verführte er unmerklich zur Entwertung der Offenbarungswahrheiten, die er erst noch gutwillig als besonderen Gegenstand des Glaubens anerkannte. Und wer sich diese Wahrheiten für seinen Verstand zurecht machte, brauchte wohl auch Gewalt, wenn es nicht anders ging, und endete notwendig damit, daß er, was seiner Bemühung widerstrebte, verwarf. So verwässerte die Aufklärung das Dogma, erklärte das Wunder (dessen Wert für die Kirche doch darin liegt, daß es ein übernatürliches Wirken Gottes garantiert) natürlich, und beseitigte beides, wenn es sich nicht fügen wollte.

Viel rascher entwickelte sich der Gegensatz gegen das kirchlich gebundene Denken bei denen, die als Quelle der Erkenntnis nur die Erfahrung anerkannten. Zwar konnte auch die Kirche die Erfahrung rühmen; aber doch nur die Erfahrung, die auf dem Boden des Glaubens gemacht wird; der Philosoph aber, der auf die Erfahrung verwies, meinte die neue, freie, voraussetzungslose Erfahrung. Zuerst wurde der Gegensatz allerdings noch verschleiert; ein Locke gestand dem Glauben noch seine besondere, durch Autorität garantierte Wahrheit zu; er und sogar noch Voltaire glaubten wenigstens das Dasein Gottes aus der Erfahrung beweisen zu

können. Aber die Unsterblichkeit der Seele machte Voltaire schon unüberwindliche Schwierigkeiten. Und da man durchaus dazu neigte, die äußere sinnliche Erfahrung höher zu schätzen, ja allein gelten zu lassen, so gelangten die Empiristen, vielmehr Sensualisten, rasch zu einem ganz mechanischen Materialismus, der nicht bloß den christlichen Glauben an Übervernünftiges, sondern auch jeden Vernunftglauben aufhob. Norm des Handelns war dann die bloße Nützlichkeit (für die Gesellschaft oder für das Individuum), Zweck des Lebens die Glückseligkeit, ja der sinnliche Genuß.

Wurde das Prinzip der Erfahrung von der Theorie auf die Praxis übertragen, so lag darin, daß man auf die Anfänge menschlicher Gesittung zurückging, die Entwicklung der Menschheit von vorn zu beginnen versuchte oder (da dies ein Ding der Unmöglichkeit war) den ursprünglichen Naturzustand wenigstens zur Kritik der gegenwärtigen Kultur benützte. Und die sozialen Zustände der Gegenwart gaben ja überreiche Veranlassung, sich nach einem Zustande zurückzusehnen, da die Mode die Menschen noch nicht streng geteilt hatte, da Recht und Religion dem Stärkeren noch nicht den Vorwand gaben, den Schwächeren zu vergewaltigen. Der Staat sollte dem Sinne des Vertrags sich wieder annähern, aus dem er (unnatürlich genug!) entstanden sein sollte; das Recht, das mit dem Menschen geboren ist, sollte wieder in Geltung treten. Die eine natürliche Religion (auch eine bloße Konstruktion) sollte die von eigennützigen Priestern ersonnenen Lehrsätze und Gebote der in viele Parteien zerrissenen Kirche ersetzen. Über die Konvenienz wurde die Empfindung gestellt, die Leidenschaft, das Herz. Und neben das Herz traten auch sofort die Sinne, ihr Recht zu fordern. Sind denn Herz und Sinne in der Liebe überhaupt zu scheiden? Die neu erwachende Menschlichkeit, die Humanität bekam ein überwiegend sinnliches Gepräge.

Es war nicht bloß die Verquickung der Kirche mit der verdorbenen Kultur, was sie in Gegensatz zu dieser Natur-

schwärmerei brachte. Gegen die Entartungen der Kultur mußten ja auch die ernsteren Christen energisch protestieren. Nur mußten sie immer zugleich einschärfen: „schicket euch in die Zeit“ — in die Obrigkeit vor allem, die an Gottes Statt ist. Aber die Kirche lehrte ja über den Urstand, daß der Mensch aus seinem unschuldigen Glück durch einen Fall herausgetreten sei, der die Natur verderbt habe. Darum schien ihr die Rückkehr zur Natur ein vergebliches Beginnen; gesunden konnte der verdorbene Mensch nur durch die Heilmittel der Gnade. Darin war Orthodoxie, Pietismus, Brüdergemeinde und Mystik einig; und der Graben, der durch die Anerkennung der angebornen Verderbnis menschlicher Natur gezogen wurde, war so tief, daß er christliche und natürliche Empfindungsseligkeit immer schied, obgleich er nicht so breit war, daß nicht einzelne sich über ihn hätten die Hand reichen können. Doch zeigt es sich gerade in Goethes Leben, daß keine freundschaftliche Begeisterung ihn ausfüllen oder eine haltbare Brücke darüber schlagen konnte.

Über alle diese Gegensätze hatte sich zum voraus der Geist Spinozas erhoben; darum konnte dessen Lehre auch nicht direkt in die Kämpfe der Zeit eingreifen. Mit der Orthodoxie teilte er die Überzeugung, daß wir (mit allem) in Gott leben, weben und sind; — oder vielmehr: er machte mit diesem biblischen Wort ernst. Denn für die Orthodoxie ist Gott in der gegenwärtigen Weltzeit doch nur der Herr, der alles verlangen kann; darauf, daß er die Welt einst aus Nichts geschaffen, beruht dieser sein Anspruch; und einst wird er durch ein Gericht über die, die ihn nicht anerkannt, sich auch als den wirklichen Herrn erweisen, der er jetzt eigentlich nicht ist. Für Spinoza dagegen ist Gott die Macht, die jetzt in allem lebt und ist, aus der überhaupt nichts heraustreten kann. Darum ist ihm Gott und Natur dasselbe. Aber von den Naturschwärmern trennt ihn, daß er einen Gegensatz von Natur und Kultur nicht kennt. Auch die Kultur ist ihm natürlich ein notwendiges Naturprodukt,

eine notwendige Erscheinungsform göttlichen Lebens. Daß er aber weder mit der Kirche den Abfall der Menschen von Gott zu beklagen und mit dem Gericht zu drohen braucht, noch mit den Naturalisten die Kultur verdammen muß, hat seinen tieferen Grund in seiner Auffassung des Zwecks. Er kann in dem Zweck (den jedem das natürliche Begehren aufnötigt, oder den man sich von einem Gott vorgeschrieben glaubt) nur eine den Menschen bewegende Kraft sehen, nicht eine Erkenntnis dessen, was statt des wirklich Seienden sein sollte. Gott also haben wir nach ihm in dem zu erkennen, was ist, nicht in irgend etwas, das sein sollte. Daß man aber ohne Einmischung seiner Zwecke (d. h. seiner Wünsche) in dem Seienden Gott sehe, setzt voraus, daß die Macht der Affekte in dem Menschen gebrochen ist; und die Frucht dieses Schauens ist eine selbstlose Freude an allem, was ist. Dadurch nähert sich Spinoza der Mystik, von der ihn doch wieder trennt, daß er bei dem bloßen Schauen Gottes (d. h. bei der Erkenntnis der Notwendigkeit alles Geschehens) stehen bleibt und den verzückten Genuß einer substanzialen Verbindung mit Gott nicht kennt. Da ihm die herrschsüchtige Anmaßung fremd ist, eine verunglückte Welt erst einrichten zu müssen, war er der Parteisucht des 18. Jahrhunderts so unverständlich wie der heutigen; er erregte auch den Vernunftgläubigen ein wahres Grauen. In Goethes Entwicklung hat er bedeutsam eingegriffen. —

Man sieht leicht, daß wir uns von jener Zeit noch nicht so weit entfernt haben, wie unsere Eigenliebe gerne glauben möchte. Die leitenden Ideen der Gegenwart lassen sich größtenteils ohne Mühe in die Sprache des 18. Jahrhunderts zurückübersetzen. Doch ist in zwei Punkten unserer Zeit ein bedeutsamer Fortschritt nicht abzusprechen; und wir wollen sie bezeichnen, um das Bild der geistigen Verhältnisse, unter denen Goethe heranwuchs, noch genauer zu bestimmen.

Wir sind gewohnt (oder vielmehr: wir arbeiten daran), das Leben als Entwicklung zu verstehen. Der Einzelne

entwickelt sich, meinen wir, sichtlich vor unsern Augen; die politischen, sozialen, religiösen Verhältnisse betrachten wir als Produkt einer Entwicklung, deren stetigen, gesetzmäßigen Gang die geschichtliche Forschung immer umfassender und deutlicher nachweist; ja, die menschliche Existenz selbst wird von der Naturwissenschaft als oberste Stufe in der allgemeinen Entwicklung des Lebens gedeutet. Natürlich hat man vor 150 Jahren auch schon gesehen, daß das Leben in beständiger Bewegung ist; und man hat die einzelnen Momente der Bewegung nicht ohne inneren Zusammenhang gedacht. Aber der Gedanke, daß gewisse Formen des individuellen und sozialen Lebens kraft göttlicher Anordnung oder um des menschlichen Glücks willen eben sein *sollten*, war noch so mächtig, daß die Abweichung sich als mehr oder weniger freie, ja boshafte menschliche Verfehlung darstellte. So war der stetige Fluß der Entwicklung im Geistesleben für jene Zeit noch nicht zu erkennen; weder der Autoritätsgläubige konnte den Freigeist, noch der Freigeist den Autoritätsgläubigen als Moment in ihr verstehen. Aber auch die Erklärung des Naturlebens, dem man ja unbefangener gegenüberstand, war durch die Religion noch stärker gebunden als jetzt; und wo man sich darüber hinwegsetzen konnte, fehlten die positiven Kenntnisse, die den Zusammenhang der Gestaltungen augenscheinlich machen.

Ferner existierte für jene Zeit der Gegensatz einer optimistischen und pessimistischen Lebensbeurteilung in der heutigen Form noch nicht. Die Menschen haben ja immer zu leiden gehabt, und einzelne auch immer so schwer gelitten, daß ihnen der ganze Wert des Lebens in Frage gestellt wurde. Aber das Leben als solches zu verurteilen, ist für den gläubigen Christen eine Gotteslästerung; auch schwere Einzelleiden erklären sich ihm genügend als gerechte Strafe und väterliche Züchtigung; für ganz rätselhafte Schickungen bleibt die Vertröstung auf die Ewigkeit. Auch ist ja dem Christen gestattet, seine Klagen in das väterliche Herz Gottes

zu ergießen. Denn das Christentum anerkennt bereitwillig, daß man furchtbar schwer am Leben tragen kann; und eben damit unterbindet es eine freie Abrechnung mit dem Leben. Eine solche kam damals auch den freieren Denkern noch nicht in den Sinn, die sich mit dem Problem der Theodicee abmühten. Schon ihre Fragestellung zeigt, wie weit sie von der jetzigen Stimmung und Stellung gegen das Leben entfernt waren. Wen es vorwiegend bekümmert, wie das Dasein des Übels sich mit der Macht, Weisheit und Liebe Gottes vereinigen lasse, der ist noch weit entfernt davon, sein Leben von sich aus für sich frei abzuschätzen. Vermochte man nun irgendwie nachzuweisen, daß die Schöpfung dieser mit unleugbaren Übeln behafteten Welt doch einem guten Gotte zuzutrauen sei, so verriet man dadurch, daß man den Druck des Lebens noch erträglich fand. Wer aber leidenschaftlicher klagte, richtete sich nur gegen die der Zeit eignende Einschränkung und Verderbnis des Lebens, das von Natur doch so schön sein könnte. Daß das Leben als solches auf das Leiden eingerichtet sein möchte, kam kaum jemand in den Sinn. Darin zeigt sich vor allem der noch kindlichere Charakter jener Periode. Die unmittelbare, natürliche Lebendigkeit war noch so stark, daß man sich auch mit schweren und dauernden Hemmungen der Lebenslust als mit bloßen Zufälligkeiten immer wieder absand.

2.

Wie, mit welchem Grade des Interesses, in welchem Umfang hat nun die fernere und nähere Umgebung dem Knaben die geistigen Bewegungen der Zeit zugeleitet? Bei der Beantwortung dieser Fragen können und müssen wir uns schon an die Erinnerungen aus den Knabenjahren halten, die uns Goethe im ersten Teil von „Dichtung und Wahrheit“ mitteilt.

Frankfurt a. M., die Vaterstadt Goethes, hatte in dem heiligen römischen Reich deutscher Nation die bevorzugte

Stellung einer freien Reichsstadt. Wir dürfen daraus nicht auf besondere Unbefangenheit des politischen Urteils, auch nicht auf eine regere Teilnahme seiner Bürger an öffentlichen Angelegenheiten schließen. Die Abstufung der Stände war so starr wie in einem souverän regierten Staat. Doch konnten die freien Frankfurter nicht verstehen, wie man in den Dienst eines Fürsten treten möge, und man konnte ihre eigensinnigen Köpfe nach dem Urteil Friedrich Karl v. Mosers nirgends hin brauchen. Neigung zur Unterwürfigkeit wurde also wenigstens in den Frankfurter Patrizierfamilien nicht gepflegt.

Die Bevölkerung war in der Mehrzahl lutherischer Konfession, doch waren ihr auch Reformierte, Katholiken und Juden beigemischt. Die Reformierten waren keiner öffentlichen Stelle, auch nicht der Advokatur fähig; unter der Hand konnte diese von einem Reformierten doch „ganz gelassen" ausgeübt werden. Die Juden bewohnten ihre besondere Gasse, mußten Abzeichen tragen, durften sich (namentlich an Festen) in den vornehmsten Straßen nicht sehen lassen. Alte Märchen von ihrer Grausamkeit gegen Christenkinder wurden noch erzählt, wohl auch geglaubt. Das einstige Urteil über sie bezeugte ein großes Spott- und Schandgemälde, an hervorragender Stelle auf öffentliche Kosten angebracht. Es kam auch noch vor, daß Juden auf der Straße von Kindern, ja von Erwachsenen beschimpft wurden. Im allgemeinen scheint das Verhältnis der christlichen und jüdischen Bewohner doch kein unfreundliches gewesen zu sein.

Von den Anregungen, die Spener in Frankfurt gegeben hatte, war der Pietismus ausgegangen. Die Geistlichkeit stellte sich gegen Pietisten und Herrnhuter nicht immer freundlich; aber die Sinnesweise der abgesonderten Frommen zog an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbstständigkeit. Die Gegensätze wurden häufig besprochen; doch ohne besondere Leidenschaft, ohne gehässige Intoleranz.

Immerhin hatte um die Zeit von Goethes Geburt Johann Michael von Loen durch ein Buch über die einzige wahre Religion, das die Toleranz, besonders zwischen Lutheranern und Calvinisten, fördern sollte, sich heftige Anfeindungen zugezogen, die ihn veranlaßten, aus Frankfurt zu weichen und in die Dienste Friedrichs des Zweiten zu treten.

Die einzelnen Frankfurter, mit denen Goethe uns bekannt macht, sind scharf geschnittene Charakterköpfe, zum Teil geradezu Sonderlinge; aber ein besonderes Interesse für Fragen der Lebensanschauung tritt bei ihnen nicht zutage. Der Rektor Dr. Albrecht freilich, der Goethe hebräisch lehren sollte, hütete sich wohl, dem Schüler auf seine neugierigen skeptischen Fragen in Betreff des Alten Testaments eine Auskunft zu geben, die ihn hätte kompromittieren können. Er hatte also wohl freiere Anschauungen über die Bibel, hatte aber auch guten Grund, damit zurückzuhalten. Goethe selbst war noch bei der Verbrennung eines Buchs gegenwärtig, eines französischen komischen Romans, „der zwar den Staat, aber nicht Religion und Sitten schonte.“ Weniger vorsichtig war Hofrat Hüsgen, ein Zugewanderter, der reformierte Advokat, auf den wir oben angespielt. Er verriet, daß er „mit Gott und Welt in Opposition“ stand. In die Kirche ging er nie, und er sagte dem jungen Freunde sogar ins Ohr: „Auch in Gott entdecke ich Fehler.“

Alles dieses läßt uns erkennen, daß Frankfurt damals nicht der Schauplatz erregter Kämpfe um Religion und Moral war. Von der Lässigkeit der Frankfurter in Fragen der Weltanschauung machte auch des Knaben nähere und nächste Umgebung keine Ausnahme. Wir fassen außer Vater und Mutter noch den Vater der Mutter, den Stadtschultheißen Textor, näher ins Auge, weil er auf den Knaben einen bedeutsamen Eindruck machte.

Goethe sagt über die Lebensweise des Großvaters: „überhaupt erinnere ich mich keines Zustandes, der so wie dieser das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer

ewigen Dauer gegeben hätte." Die Tätigkeit des ehrenfesten, politisch und religiös konservativen, doch nicht engherzigen Mannes war durchaus auf Sicherheit und Behaglichkeit des Wirklichen abgestimmt. Auch daß er die Gabe vorbedeutender Träume hatte (was die Ehrfurcht seiner Familie für ihn aufs höchste steigerte), diente der Bestimmtheit seines auf das Wirkliche gerichteten Handelns. Diese Träume waren „völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem und Wundersamem." Seltsame Erlebnisse waren es doch, die auf einen geheimnisvollen Zusammenhang der Dinge hindeuteten. Auch die Frau und eine Tochter des Stadtschultheißen sahen in einzelnen Fällen das Zukünftige und Ferne. Goethes Mutter selbst erlebte („ihrer gesunden Natur wegen") nichts derartiges. Aber sie verschmähte Vorbedeutungen und ähnliches nicht. „Sie meinte, das Herz und mithin endlich das ganze Schicksal des Menschen entwickle sich oft an Begebenheiten, die äußerlich so klein erscheinen, daß man ihrer gar nicht erwähnt, und innerlich so gelenk und heimlich arbeiten, daß man es kaum empfindet. Noch täglich, sagte sie, erfahre ich solche Begebenheiten, die den Menschen dumm vorkommen würden; aber es ist meine Welt; es ist meine Pracht, meine Herrlichkeit."

Trotz diesem Zug zum Mysteriösen war Goethes Mutter „lebensfroh und nur aufs Wirkliche gestimmt." Und sie wollte von der Wirklichkeit auch ihren guten Anteil haben. „Sie sagte wohl, daß sie sich in ihrem ganzen Leben nicht mit der ordinären Tagesweise habe begnügen können, daß ihre starke Natur auch wichtige und tüchtige Begebenheiten habe verdauen wollen, und daß ihr dies auch in vollem Maße begegnet." Heftige und gewaltsame Eindrücke schmerzlicher Art suchte sie sich doch möglichst fern zu halten. Bei ihrer Verheiratung fast noch Kind (siebzehnjährig) wuchs sie mit und in ihren beiden ältesten (die von ihren Kindern allein am Leben blieben) zum Bewußtsein heran, wie diese „nach gegenwärtigem Genuß verlangend." Eine Neigung,

sich über das Leben viele und tiefe Gedanken zu machen, dürfen wir also in dieser früheren Zeit in ihr gewiß nicht voraussetzen. Später ward das etwas anders. Während der Sohn in Leipzig war, „brachte sie sehr langweilige Tage zu.“ „Das Gemüt der guten, innerlich niemals unbeschäftigten Frau wollte auch einiges Interesse finden, und das nächste begegnete ihr in der Religion, das sie um so lieber ergriff, als ihre vorzüglichsten Freundinnen gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen waren.“ Goethe tat mit dieser nüchternen Erklärung ihrer gesteigerten Religiosität der Mutter gewiß nicht Unrecht. Die pietistische Stimmung in ihren Briefen an Lavater aus den siebziger Jahren verliert sich später wieder. Frau Aja hat ein starkes Gottvertrauen, das die Quelle (vielleicht mehr der Reflex) einer unzerstörbaren Lebensfreudigkeit ist; aber sie verrät nicht, daß die Sorge um ihr Seelenheil sie umgetrieben hätte. Auch ihre Frömmigkeit bezieht sich durchaus auf „das Wirkliche“. „Da uns Gott so begnadigt hat, so freuen wir uns auch dieses Erdenlebens (nach unsrer Form und wie wir's eben haben können).“ Denn das Leben ist „gar eine hübsche Sache“. „Ich bin ruhig und in völligem Zutrauen zu Gott, daß alles gut gehen wird; aber die Zeit und wann, ja, das weiß ich nicht.“ Ihr Gottvertrauen kann sich einem richtigen Fatalismus nähern: „Lassen wir das Ding gehen, wie es kann, ängstigen uns nicht vor der Zeit, bringen unsre Tage so vergnügt zu, als wir können; denn wir können dem Rad des Schicksals doch (ohne zerschmettert zu werden) nicht in die Speichen fallen.“ Mit ihrem starken Sinn für das Wirkliche findet sie sich später auch in des Sohnes freies Zusammenleben mit Fräulein Vulpius merkwürdig leicht: er hat seine behagliche Häuslichkeit, und sie hat die Freude am Enkel — das genügt ihr offenbar. Andere zu „demoralisieren“ war sie nie geneigt.

Bei aller Verschiedenheit von der Mutter war auch der 21 Jahre ältere Vater durchaus auf das Wirkliche gestimmt.

Ihm geht jede Anlage zur Beschaulichkeit ab. In selbstgewählter Zurückgezogenheit lebend, und in Verhältnissen, die nur durch außerordentliche Schicksalsschläge hätten erschüttert werden können, hat und macht er sich immer zu tun; und was ihn beschäftigt, ist: „seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten.“ Die von dem Sohn öfters hervorgehobene Lehrhaftigkeit beschränkte sich darauf, Frau und Kinder zur Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten anzutreiben und anzuleiten. Daß er sie zum Nachdenken über das Leben hätte veranlassen wollen, ist nicht zu bemerken. In religiöser Hinsicht war er „altertümlicher gesinnt.“ Er läßt sich Samstag abend rasieren, um Sonntag früh sich zur Kirche bequemlich anziehen zu können; er muntert den Sohn auf, die Predigt nachzuschreiben. Doch ist es ihm hierbei gewiß mehr um die Stilübung zu tun als um die Erbauung. „An den eigenen Spekulationen und Ansichten des Sohnes nahm er kein Arg, sondern erfreute sich seines Sohnes als eines wunderlichen Kauzes.“ Das mag schon früh genug geschehen sein.

Wenn der Knabe, der in solcher Umgebung aufwuchs, später überhaupt sich dem Nachdenken über das Leben zuwandte, so hatte er den großen Vorteil, daß die kindliche Unbefangenheit in der Betrachtung des Lebens durch keine heftigen Eingriffe gestört, die leichte Bestimmbarkeit des Kindes durch keine herrschsüchtige Beeinflussung des Seelenlebens mißbraucht worden war. Es lag beiden Eltern fern, ihm früh eine bestimmte Lebensanschauung einzuprägen, ihm z. B. eine fixe Religionslehre, einen Glauben, zur Gewissenssache zu machen. Auch in seiner weiteren Umgebung drängte ihn nichts darauf hin, im Kampfe um die Lebensanschauung eine bestimmte Partei zu ergreifen und sich das treue Festhalten an den angenommenen Grundsätzen zur Pflicht zu machen. Und so blieb es Goethe erspart, sich erst durch einen schweren Gewissenskampf, durch eine religiöse Katastrophe, zu einer freien Auffassung des Lebens hindurchringen zu müssen.

3.

Es ist hinlänglich bekannt, daß Johann Wolfgang, der diesem Paare um die Mittagsstunde des 28. Aug. 1749 geboren wurde, von der Mutter die Frohnatur und die Lust zu fabulieren erbte, vom Vater die Statur und des Lebens ernstes Führen. Weniger beachtet wird anderes Angeborene an Goethe, das ihn befähigte und antrieb, das Leben nicht bloß zu genießen und zu gestalten, sondern auch zu durchdenken. Er selbst weist uns darauf mit solcher Deutlichkeit hin, daß es auffallen muß, wie wenig diese Anlagen zumeist für das Verständnis Goethes gewertet werden.

Die allgemein kindliche Neugier war in Goethe zu der „Lust" gesteigert, „bloß menschliche Zustände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weiteren Anspruch auf Interesse oder Schönheit, zu erfassen." Er war also mit dem „interesselosen Interesse" für das Seiende ausgestattet, das die Voraussetzung jeder freien intellektuellen Entwicklung ist. Dementsprechend war „das Auge vor allen andern das Organ, womit er die Welt faßte."

Aber es war Goethe auch „angeboren", sich „in die Zustände andrer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseins zu fühlen und mit Gefallen daran teil zu nehmen." Er hatte also neben dem „interesselosen Interesse" das „gefühllose Gefühl," das dem unentbehrlich ist, der den Menschen verstehen will. Mit deutlicheren Worten: das Gefühl, in dem wir zunächst eben uns fühlen, konnte sich von seinem Ich so weit loslösen, daß es gewissermaßen zum bloßen Organ wurde, fremdes Gefühl wahrzunehmen; und dann konnte er sich in der Seele anderer freuen.

Der „Hang zum Nachdenken," den Goethe sich weiterhin zuschreibt, ist unschwer als Produkt dieser beiden Anlagen zu begreifen. Wenn Goethe („den seine Natur immerfort von einem Extreme ins andre warf") die mensch-

lichen Zustände bald bloß als Bilder sah, bald als Erlebnisse empfindender Menschen fühlte, so wurde er genötigt, sich zurechtzulegen, was das Leben als Erlebnis zu bedeuten habe, das Objektive als Zustand eines Subjekts. Das ist aber die Quelle alles gesunden und fruchtbaren Nachdenkens über das Leben.

Der Umfang aber des Lebens, das er in sich aufnahm, und die Art, wie er es verarbeitete, war durch eine weitere merkwürdige und wertvolle Anlage bestimmt. Schon früh zeigte sich in dem Knaben eine gewisse Neigung zum Altertümlichen; er dachte sich gerne in die nähere und fernere Vergangenheit, mit besonderer Vorliebe in die Anfänge der Menschheitsgeschichte zurück. Daraus entwickelte sich ein Gefühl, das sich mächtig und wundersam äußerte: „die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins; — eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte." Goethe, der an der Entfaltung des Lebens in der Zeit ein nie sich erschöpfendes Interesse hatte, war durch seine Natur auch darauf hingewiesen, die Welt sub specie aeternitatis zu betrachten. Machte ihn jenes zum Dichter, so bestimmte ihn dieses zum Weisen.

In diese verschiedenen Bedürfnisse und Kräfte zerlegt sich das „Ernste und Ahnungsvolle," das die Natur nach Goethes Wort in ihn legte. Ihm konnte darum kein heiterer Genuß, keine bloß beschäftigende Geschäftigkeit genügen; er mußte mit einem tieferen Gefühl, als es die Mutter, einem höheren Ernst, als ihn der Vater besaß, der Ahnung nachgehen, die ihn zu dem Geheimnis zog, das ihn beunruhigte, bis er lernte bewußt und vertrauensvoll im Geheimnis zu schwimmen.

4.

Die Wirklichkeit nun, die dem heranwachsenden Knaben allmählich sich aufschließt, ist nicht bloß geeignet, seine Phantasie mit lebhaften Bildern zu erfüllen, sondern gibt auch seinem Hang zum Nachdenken Anregung und Nahrung.

Er wächst in einem Hause auf, das dem Kinde die Möglichkeit gewährt, sich behaglich auszubreiten, das seine Neugier reizt, das durch Lage und Einrichtung das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit weckt; in einer altertümlichen Stadt mit buntem gegenwärtigem Leben, in das eine abgestorbene Zeit noch mannigfach hereinragt. Er hat vom Vaterhause aus eine sehr angenehme Aussicht in freundliche Gärten; eigener Grundbesitz des Vaters führt ihn vor das Tor der Stadt und gibt ihm Gelegenheit, sich mit der Natur zu beschäftigen. Eine Schwester steht ihm in Alter und Gemütsart so nahe, daß sich die schönste Vertraulichkeit entwickeln kann; dazu treten andere Gespielen, mit denen romantische Freundschaft gepflegt, auch heftig gezankt wird; selbst die abstoßende Berührung mit dem Gemeinen wird ihm nicht versagt. Ein Vater, der sich ganz seinen Kindern widmen kann, reicht ihm einen überreichen Stoff zur Ausbildung des Geistes dar, regt ihn früh zu eigener Produktivität an und hilft durch seine Ausdauer der Unstetigkeit des Kindes nach. Eine heitere Mutter vermittelt fürsorglich und klug zwischen dem pedantischen Bildungseifer des Vaters und des Sohnes Verlangen nach Freiheit der Bewegung. Es bietet sich die Gelegenheit, und es entwickelt sich die Neigung zum Verkehr mit älteren Personen, die gesehen, erlebt, gedacht haben, und die den Knaben ihres Vertrauens wert finden. Dem Enkel des Stadtschultheißen eröffnet sich der Blick in die städtische Verwaltung; der Vater benutzt ihn für den Verkehr mit Handwerkern; er kann Künstler bei ihrem Schaffen beobachten, ja daran teilnehmen.

Dazu kommen außerordentliche Ereignisse und Verhält-

nisse, die den Sinn tiefer aufregen und unvertilgbare Eindrücke hinterlassen. Der sechsjährige Knabe wird durch das Erdbeben von Lissabon erschreckt. Friedrich II. bringt politische Zwistigkeiten und eine Spaltung in die Verwandtschaft, die auch die Kinder in Mitleidenschaft zieht. Länger dauernde Einquartierung macht den Knaben mit kriegerischem Treiben, französischem Wesen und Theater bekannt. Die Krönung Josephs II. läßt vor seinen Augen eine ganze reiche Vergangenheit wieder aufleben; und der Vater drängt ihn, das gründlich auszunützen.

Auch auf das Verfängliche wird sein Sinn schon hingelenkt. Es wird ihm die Legitimität der Abstammung des eigenen Vaters zweifelhaft gemacht; in der Familie eines kleinen Franzosen, mit dem er Freundschaft geschlossen, vermutet er bedenkliche Verhältnisse.

Doch ist nicht zu übersehen, daß dieser überreichen Jugend auch wichtige Bildungselemente abgehen. Goethe wird nicht wie andere Kinder durch den Besuch einer öffentlichen Schule in das Rechtsverhältnis der Unterordnung und Gleichordnung eingeführt. Auch wird dem Knaben, trotz aller Erziehungsleidenschaft des Vaters, eine richtige Zucht des Willens, wie es scheint, nicht zu teil. Der Vater benützt und leitet das Interesse des Kindes; ohne Neigung willig zu vollbringen, was man muß, weil man muß, darin wird der Sohn nicht eingeübt. Bei der Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit seines Interesses macht sich die Notwendigkeit solcher Zucht auch nicht geltend. „Leider“ (sagt Goethe später) wurden ihm auch die guten Sitten, die Anständigkeit des Betragens nicht um ihrer selbst, sondern um der Leute willen anempfohlen. Durch die Schule eines strengen Pflichtbegriffs ist Goethe also nicht gegangen. Ebenso blieb ihm die Schule der Not erspart. Er mag solche bei anderen gesehen haben (doch schwerlich in wirklich beängstigender Gestalt); im eigenen Leben mit Vater, Mutter und Schwester tritt mancherlei Schmerz, Unbequemlichkeit, Verlegenheit auf, aber die Not,

gegen die dem Selbsterhaltungstrieb die Kraft versagen will, bleibt ihm fremd.

Einem Kind mit dieser Jugend mochte es später sehr schwer werden, sich mit dem Leben zurecht zu finden; sollte es nicht untergehen, so mußte ihm der harte Kampf der Selbstbehauptung überhaupt erspart bleiben. Dem werdenden Dichter war die sonst gefährliche Gunst des Schicksals, die der Knabe Goethe genoß, sehr ersprießlich. Auch die Unbefangenheit und Klarheit der Auffassung von Welt und Leben konnte darunter sich bewahren und befestigen.

5.

Die übliche Anleitung sich das Leben zu deuten, wurde dem Knaben in einer Form dargeboten, die den Wert, den sie hätte haben können, sehr verringerte. Es wäre für Religionslehrer des eindringendsten Studiums wert, wie der fortwährende und fortschreitende Religionsunterricht, den Goethe wie unsre Kinder genoß, auf einen solchen Geist, ein solches Gemüt wirkte.

Nur so nebenbei macht Goethe die höchst befremdliche Bemerkung: „das allzuleichte und durch Predigten und Religionsunterricht sogar trivial gewordene Neue Testament konnte uns kein Interesse geben.“ Dagegen sprach ihn das Alte Testament kräftig an; natürlich mehr die geschichtlichen als die lehrhaften Teile. Aber es macht ihm bald auch „die Widersprüche der Überlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen sehr auffallend.“ Das kritische Interesse drängte sich ganz in den Vordergrund, als er sich mit dem Alten Testament im Urtext vertraut machen wollte. Der Lehrer durfte auf die bedenklichen Fragen des Schülers nicht eingehen, gab ihm aber doch die Hilfsmittel an die Hand, daß er sich selbst notdürftig forthelfen konnte. Dabei konnte der religiöse Gehalt des Alten Testaments nicht so zur Geltung kommen, wie er es verdiente. Immerhin kann Goethe noch

einen reichen Ertrag von seinen biblischen Studien verzeichnen. „Die Bemühungen um die Sprache, um den Inhalt der heiligen Schriften endigten zuletzt damit, daß von jenem schönen und viel gepriesenen Lande, seiner Umgebung und Nachbarschaft, sowie von den Völkern und Ereignissen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtausende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorstellung in meiner Einbildungskraft hervorging.“ Und namentlich die Versenkung in die einfachen, durchsichtigen Verhältnisse, Vorgänge, Stimmungen des patriarchalischen Lebens war nicht ohne Wert für die Entwicklung seiner Persönlichkeit. Sie sammelte seinen Geist, seine Gefühle aus einem zerstreuten Leben, einem zerstückelten Lernen auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung. „Wenn eine stets geschäftige Einbildungskraft mich bald da- bald dorthin führte; wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte: so flüchtete ich gern nach jenen morgenländischen Gegenden; ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft.“

Von der eigentlichen Religionslehre eignete sich der Knabe früh mit Innigkeit den ersten Glaubensartikel zu. „Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung stehe, sie als sein Werk anerkenne und liebe, dieser schien ihm der eigentliche Gott, der ja wohl auch mit dem Menschen wie mit allem übrigen in ein genaueres Verhältnis treten könne und für denselben ebenso wie für die Bewegung der Sterne, für Tags- und Jahreszeiten, für Pflanzen und Tiere Sorge tragen werde.“ Ihm suchte er sich unmittelbar zu nähern, indem er aus den schönsten Stücken der väterlichen Naturaliensammlung einen Altar baute und seine andächtige Verehrung durch Verbrennung von Räucherkerzchen zum Ausdruck brachte. Den Ernst dieses Gottesdienstes beweist seine sorgfältige Verheimlichung. Aber ein tragikomischer Unglücksfall macht ihm bald ein Ende.

Sonst erschien dem Kinde in seinen schmerzlicheren Erlebnissen „die christliche Duldungslehre" von praktischem Wert; aber sie floß ihm mit einem Stoizismus zusammen, der ein recht heidnisches Gepräge hatte. — Von einem tieferen Eindruck, den „der liebe Heiland" auf ihn gemacht hätte, erfahren wir aus Goethes Erinnerungen nichts. —

Wie in den anderen Unterrichtsgegenständen wurde Goethe in der Religion zuerst privatim unterwiesen. Aber Konfirmation und Abendmahlsbesuch erforderten eine offizielle Vorbereitung. Sie wurde zur gegebenen Zeit einem guten, alten, schwachen Geistlichen anvertraut, der seit vielen Jahren der Beichtvater des Hauses gewesen. Aber der Eintritt in das kirchliche Leben brachte, wie so oft, dem Konfirmanden nicht erhöhte Begeisterung, sondern eine starke Abkühlung.

Er wußte den Katechismus, die Heilsordnung an den Fingern herzuzählen; von den kräftig beweisenden biblischen Sprüchen fehlte ihm keiner. Aber als man ihm versicherte, daß der brave alte Mann seine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichte, verlor er alle Lust und Liebe zur Sache, ließ sich die letzten acht Tage in allerlei Zerstreuungen ein, legte die von einem älteren Freund erborgten, dem Geistlichen abgewonnenen Blätter in den Hut und las gemüt- und sinnlos alles dasjenige her, was er mit Gemüt und Überzeugung wohl zu äußern gewußt hätte. Nicht besser ging es mit Beichte und Abendmahl. Er war sich mancher Gebrechen, aber doch keiner großen Fehler bewußt, hätte aber gar gerne bei Gelegenheit der Beichte manchen religiösen Zweifel berichtigt. Also verfaßte er sich eine Beichte, die einem verständigen Manne im allgemeinen hätte offenbaren können, was im einzelnen zu sagen dem Protestanten (der ja Spezielles nicht zu beichten hat) verboten war. „Aber als ich in das alte Barfüßer-Chor hineintrat, mich den wunderlichen vergitterten Schränken näherte, in welchen die geistlichen Herren sich zu diesem Akte einzufinden pflegten, und ich mich nun gegen meinen geistlichen Großvater in dem

engen Raume eingesperrt sah, und er mich mit seiner schwachen, näselnden Stimme willkommen hieß, erlosch auf einmal alles Licht meines Geistes und Herzens; die wohl memorierte Beichtrede wollte mir nicht über die Lippen, ich schlug in der Verlegenheit das Buch auf, das ich in Händen hatte, und las daraus die erste beste kurze Formel, die so allgemein war, daß ein jeder sie ganz geruhig hätte aussprechen können. Ich empfing die Absolution und entfernte mich weder warm noch kalt, ging den andern Tag mit meinen Eltern zum Tische des Herrn, und betrug mich ein paar Tage, wie es sich nach einer so heiligen Handlung wohl ziemte."

Wir dürfen uns nicht wundern, daß nach dieser Einleitung die Zugehörigkeit zur Kirche ein wirksamer Faktor in der Geistesentwicklung Goethes nicht wurde.

6.

Von größerer Bedeutung als der Unterricht in der positiven Religion waren für Goethes Werden die eigenen Eindrücke, die schon der Knabe von Welt und Leben bekam. Erhalten sind sie uns freilich nur in den Worten dessen, der eine ferne Erinnerung in seinem gegenwärtigen Sinne spiegelt. Aber den Kern des Gedankens dürfen wir doch dem Knaben zuschreiben, wo Goethe ausdrücklich hervorhebt, was ihm einst bei besonderer Gelegenheit in den Sinn gekommen sei. („Was ich damals fühlte, ist mir noch gegenwärtig, was ich sagte, wüßte ich nicht wieder zu finden.") Stellen wir also das Wichtigste zusammen.

Durch das Erdbeben von Lissabon wurde, wie schon erwähnt, das Gemüt des Knaben tief erschüttert. „Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Hauptartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väter-

lich bewiesen." Ein schreckliches Hagelwetter gab bald darauf Gelegenheit, „den zornigen Gott, von dem das Alte Testament so viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen". Doch wurden diese Schrecknisse wieder vergessen, und der Knabe teilte wohl bald die Stimmung der Frankfurter nach dem Aachener Frieden: „alles Bedeutende und Gefährliche schien sich nur ereignet zu haben, um glücklichen und sorgenfreien Menschen zur Unterhaltung zu dienen". Daß ein Kamerad die legitime Geburt des Vaters anzweifelt, gibt ihm Veranlassung zu der weisen Bemerkung: „das Leben sei so hübsch, daß man völlig für gleichgültig erachten könne, wem man es zu verdanken habe." Der Verkehr mit dem Menschenverächter und Hypochonder Hüsgen bringt ihm den eigenen Optimismus zum Bewußtsein. „Durch eine Reihe von Jahren war ich zu der Erfahrung gekommen, daß es gegen das Böse manches Gegengewicht gebe, daß man sich von den Übeln wohl wieder herstelle, und daß man sich aus Gefahren rette und nicht immer den Hals breche. Auch was die Menschen taten und trieben, sah ich läßlich an und fand manches Lobenswürdige, womit mein alter Herr nicht zufrieden sein wollte." Es ist nicht bloß der Ertrag seiner jungen Erfahrung, sondern auch der Sinn der Mutter, den er in diesen Worten beschreibt; und so ward ihm der Pessimismus Hüsgens nicht gefährlich.

Origineller als diese Gesamtauffassung des Lebens, und somit wichtiger, sind wohl einige einzelne Bemerkungen, die sich der Knabe machte. Die Grammatik mißfällt ihm, weil er in ihren Bestimmungen nur willkürliche Gesetze erkennen kann. Daß jeder seiner Kameraden wie er selbst die eigenen Verse immer für die besten hält; ja, daß gar einer die Verse, die ihm der Hofmeister gemacht, für eigene halten kann, enthüllt ihm die Voreingenommenheit des Menschen für sich selbst und macht ihm das Urteil über die eigenen Leistungen unsicher. Der Zank über Friedrich II. läßt ihn an der Unparteilichkeit des Publikums zweifeln. Durch die kriegerischen

Zustände und durch Vorfälle des bürgerlichen Lebens selbst ward es ihm nur allzu deutlich, daß es sehr viele Fälle gibt, in welchen die Gesetze schweigen und dem einzelnen nicht zu Hülfe kommen, der dann sehen mag, wie er sich aus der Sache zieht. In einigen vor Zeiten (1616) hingerichteten Staatsverbrechern erkennt er, nachdem er einen Einblick in die damaligen verwirrten Verhältnisse Frankfurts bekommen, „Opfer, die einer künftigen bessern Verfassung gebracht worden". Der Verkehr mit Handwerkern bestärkt in ihm „das Gefühl der Gleichheit wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände"; „das nackte Dasein erschien mir als die Hauptbedingung, das übrige alles aber als gleichgültig und zufällig". Über der Beschäftigung mit der Geschichte der Kaiserkrönungen beschleicht ihn ein geheimes Mißfallen, wenn er bemerken mußte, „daß hier mehrere Gewalten einander gegenüberstanden, die sich das Gleichgewicht hielten und nur insofern einig waren, als sie den neuen Regenten noch mehr als den alten zu beschränken gedachten; daß jedermann sich nur insofern seines Einflusses freute, als er seine Privilegien zu erhalten und erweitern und seine Unabhängigkeit mehr zu sichern hoffte".

Besonders tief mögen solche Eindrücke nicht gegangen sein. Aber sie beweisen uns nicht bloß Goethes angeborenen Hang zum Nachdenken, sondern deuten auch schon die Richtung an, die seine Auffassung des Lebens einschlagen wird.

Zweites Buch.

1764—75.

Erstes Kapitel.

Erlebnisse.

1.

Durch einen „Unfall" verlor der Knabe mit nicht ganz 15 Jahren die „bewußtlose Glückseligkeit, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken." Der hypochondrische Dünkel aber, daß die Blicke der Leute auf sein Wesen gerichtet seien, es festzuhalten, zu untersuchen und zu tadeln, nötigte ihn, sich zu beobachten und an sich zu arbeiten. Damit hört er auf Kind zu sein; damit beginnt die Geschichte seiner Persönlichkeit.

Jener Unfall war seine erste Liebe. Von einem Freund in eine unbedeutende, doch harmlose Gesellschaft junger Leute eingeführt, die seine Geschicklichkeit, Verse zu machen, zu mutwilligen Scherzen und als Quelle eines kleinen Verdienstes ausnützt, wird er durch Gretchen festgehalten, die ein paar Jahre älter ist als er, und sich vor ihren Genossen durch Feinheit und Ernst auszeichnet. Er liebt und glaubt sich geliebt. Da trifft ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht, daß das Treiben seiner Gesellen zu einer gerichtlichen Untersuchung Veranlassung gegeben, daß infolgedessen Gretchen sich aus der Stadt entfernt habe. Die Aufregung hierüber, die ihn in eine Krankheit wirft, wird wieder auf die empfindlichste Weise durch die Kunde abgekühlt, daß

Gretchen in Betreff seiner erklärt habe, sie habe ihn als Kind betrachtet und eine wahrhaft schwesterliche Neigung zu ihm gehabt, ihn auch von der Teilnahme an mutwilligen Streichen zurückgehalten.*)

Nach dieser Abkühlung handelt es sich zuerst darum, daß er die körperliche und seelische Erschöpfung überwindet. Er setzt mit einem Hofmeister seine bunten, verworrenen Studien fort und gerät in die Philosophie hinein. Sie gewährt ihm mehr Beschäftigung als Befriedigung. Die wichtigsten Fragen bleiben ihm unbeantwortet; was die Philosophie an materialer Wahrheit darbietet, scheint ihm schöner und genießbarer in Religion und Poesie enthalten zu sein, so daß er die Notwendigkeit einer gesonderten Philosophie nicht einzusehen vermag. Der end- und regellose Wechsel der Meinungen, den die Geschichte der Philosophie vorführt, treibt ihn in eine ganz skeptische Stimmung hinein: eine Lehre kam ihm so gut vor wie die andre, sofern er (erklärt er sich's später) in keine einzudringen vermochte.

Mehr positiven Genuß hat er von dem jetzt häufigeren Umgang mit der freien Natur, den er mit demselben Mentor pflegt. „Unbestimmte, riesenhafte Gefühle," die in ihm aufsteigen, dünken ihm die schönste Gottesverehrung. Andrerseits ist sein Auge darauf angelegt, auch schon darin geübt, überall ein abgerundetes Bild zu sehen Er sucht diese Bilder festzuhalten und genießt in seinen unbeholfenen Zeichnungen, was er sich bei ihrer Entstehung gedacht hatte, — also sich. War das weder dem Künstler noch dem Menschen direkt ersprießlich, so war es doch ein Fortschritt in der Richtung auf bewußtes, persönliches Leben.

Die Nachwehen der ersten Liebe brachten ihn der

*) In dem oben wiedergegebenen Bericht von „Dichtung und Wahrheit" müßte sehr viel Dichtung gesehen werden, wenn auf Gretchen zu beziehen wäre, was Goethe den 1. Okt. 1766 an Moors schreibt: „ich sehe mit einem verachtenden Aug auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte."

Schwester näher. Auch diese litt unter einer körperlichen und geistigen Konstitution, welche ihr harmlose Vertraulichkeit erschwerte. Ihr Äußeres war einigermaßen abstoßend, ihr Inneres wirkte gerade wegen seiner Tiefe und Tüchtigkeit auf andre mehr ablehnend als anziehend. Und liebebedürftig war doch auch sie. Das Verhältnis der Geschwister ward seltsam genug; um nicht zu viel und nicht zu wenig zu sagen, überlassen wir es am liebsten Goethe selbst, es zu beschreiben. „Jenes Interesse der Jugend, jenes Erstaunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sinnliche Gestalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber, die uns eher verdüstern als aufklären, wie ein Nebel das Tal, woraus er sich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, teilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand, und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie sich einander mehr nähern, ins Klare treten wollten, nur immer gewaltiger auseinander hielt." „Wenn sich nun bei mir von Zeit zu Zeit der Schmerz über Gretchens Verlust erneuerte und ich aus dem Stegreife zu weinen, zu klagen und mich ungebärdig zu stellen anfing, so erregte meine Verzweiflung über das Verlorene bei ihr eine gleichfalls verzweifelnde Ungeduld über das Niebesessene, Mißlungene und Vorübergestrichene solcher jugendlichen Neigungen, daß wir uns beide grenzenlos unglücklich hielten, und umso mehr, als in diesem seltsamen Falle die Vertrauenden sich nicht in Liebende umwandeln durften." Daß die geschwisterliche Liebe einen leichten Stich ins Erotische hatte, erwies sich später in der Eifersucht des Bruders auf den Bräutigam der Schwester. — Wir benützen diese erste Gelegenheit zu der Bemerkung, daß die umfassendere und tiefere Bewußtheit des Erotischen bei Goethe wie überall aus der „endlosen" Liebe stammt, der es versagt ist, sich voll auszuleben. Sie brachte in Goethes Leben eine oft un-

heimliche Unruhe; ihr verdanken wir aber auch das freundliche Eingehen auf die sonderbarsten und peinlichsten Verwirrungen des Liebeslebens in Werther, Stella, die Geschwister, Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften. —

Aber die Geschwister waren doch noch naiv genug, sich in einer heiteren Weise zu trösten. Es fand sich eine muntre Gesellschaft zusammen, in der man mit harmloser Koketterie Liebe spielte. Goethe nahm trotz bitterer Erfahrungen daran so lebhaften Anteil, daß er nicht bloß mit einer Passion, einem amour ardent für die schöne Charitas Meixner nach Leipzig zog, sondern auch die kleine Runkel ganz ernsthaft in sein fürsorgliches Herz geschlossen hatte, ja der Schwester von dort noch weitere compliments und baisers in Auftrag geben mußte. Für einen 22jährigen Propheten der Menschenverachtung, der sich in diesem Kreise befand, war er noch kein geeigneter Schüler: „ich hatte noch immer große Lust, gut zu sein und andre gut zu finden“. Doch entwirft er an seinem 16. Geburtstag von „der besten Welt“ folgendes nicht eben schmeichelhafte Bild:

Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe von Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgesetztes Geld
Sieht sie aus, die beste Welt.

So bitter ernst war diese Herzensergießung in ein Stammbuch wohl nicht gemeint.

Die zarten Bande, die ihn an Frankfurt hätten festhalten können, sind in Goethes Erinnerung gar nicht bewahrt worden neben dem ernsten, mächtigen Verlangen nach Freiheit, das nun in ihm erwachte. Er war seine Vaterstadt satt geworden (auch die Gebrechen ihrer Verfassung und Verwaltung hatten sich ihm jetzt enthüllt); vor allem aber war ihm die ebenso wohlmeinende wie unbequeme päda-

gogische Leidenschaft des Vaters überlästig geworden. So ging er Oktober 1765 auf die Hochschule mit der bestimmten Absicht, sofort das verhaßte, von dem Vater aufgedrängte jus mit dem lockenderen Studium der Sprachen, Altertümer, Geschichte zu vertauschen.

2.

Von Leipzig schrieb er zwar nicht der Schwester, aber Freund Riese, daß er lebe

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich, Freiheit atmend, wiegt.

Aber das neue Glück warf auch seinen Schatten. Er war dem einen Pädagogen entronnen, um einer Menge anderer in die Hände zu fallen. Hatten sie auch keine Autorität, der man sich unterwerfen mußte, so war es doch nicht vergnüglicher, Objekt für ihre Erziehungskünste zu sein.

Seine Absicht, sich schöneren Studien als dem der Rechte zu widmen, konnte er gegen das strafende Mahnen des Herrn, gegen das freundliche Zureden der Frau Hofrat Böhme nicht aufrecht erhalten. Freilich war das von keiner großen Bedeutung, da er an den Vorlesungen (an denen über schöne Wissenschaften und Philosophie wie an den juristischen) überhaupt keinen großen Geschmack fand. Er zeichnete bald lieber bei Oeser, dem Direktor der Zeichenakademie, radierte später auch bei dem Kupferstecher Stock und versäumte die Geselligkeit keineswegs. Auch das war nicht eben schwer zu ertragen, daß ihm in Leipzig bedeutet wurde, er müsse seine solide, altmodische, formlose Kleidung gegen eine vertauschen, die sich in Klein-Paris sehen lassen könne. Ein 16jähriger Student (namentlich wenn er eine Schwäche für schöne Gesellschaft hat) bezahlt solchen Fortschritt gerne mit einigen Verlegenheiten, die ihn ja zu Hause rechtfertigen müssen. Aber es wurde ihm sein heimischer Dialekt, seine bildliche Ausdrucksweise, seine Liebhaberei für

kräftige, volkstümliche Sprichworte bemäkelt; und darin gefiel sich der junge Mann doch gar nicht so übel. Endlich ließ man seinen Geschmack in Sachen der Poesie nicht gelten, ihm, der nicht bloß viel gelesen, sondern auch selbst schon (und nicht wenig) gedichtet hatte. Es schien ihm, daß man nur gegen das, was ihm wert war, protestiere, ohne ihm Besseres gewähren zu können. So kam er, wie er in „Dichtung und Wahrheit" erzählt, in eine höchst unbehagliche Stimmung.

Seine Briefe lassen deutlicher erkennen, was diese Auseinandersetzungen für ihn so peinlich machte. Gegen den Dünkel Leipzigs, das in Mode und Poesie den Ton angab, stieß der Dünkel eines hochbegabten Jungen, der schon viel in sich und mit sich gelebt hatte, aber doch nur einen kleinen Ausschnitt der Welt kannte und so recht altklug geworden war. Der junge Student bepredigt und hofmeistert die Schwester in unerträglicher Weise. Die Freunde glaubt er vor akademistischen Sitten warnen zu müssen — er, der eben im Begriff ist, sich recht tief mit solchen einzulassen. Über die Leipzigerinnen spricht er sich höchst despektierlich aus: „Ah ma soeur, quelles créatures sont ce que ces filles saxonnes! Une quantité en est folle, la plus part n'en est pas trop sage, et toutes sont coquettes. Peutêtre que je fais tort à quelq'unes, mais n'importe, je trouve ma règle généralement vraie. Des exceptions? Oh! Pour les pouvoir faire, il faudroit chercher en Diogène." Ist es nicht bloße Renommage, daß er derartiges in einem Damenkranz preisgegeben, so war das nicht eben geeignet, ihn angenehm zu machen. Neben dem aber, daß er nicht spielt, weiß er folgende Ursache anzugeben, warum man ihn „in der großen Welt" nicht leiden könne: „Ich habe etwas mehr Geschmack und Kenntnis vom Schönen als unsere galanten Leute, und ich konnte nicht umhin, ihnen oft in großer Gesellschaft das Armselige von ihren Urteilen zu zeigen." (Später schreibt er der Schwester: „Draußen bei

euch residiert die Dummheit ganz feste noch.") Dürfen wir aus solchen brieflichen Äußerungen Schlüsse ziehen, wie er seine Sache im mündlichen Verkehr vertrat („il y a quelque fois des manières poétiques dans mes descriptions, qui aggrandissent les faits"), so werden wir nicht sehr zu seinen Gunsten gestimmt.

Doch besitzt der junge Student mit seinem „fahrigen" Wesen so viel Tiefe, daß aus dem, was ihn ergreift und was er angreift, wenigstens Ernst werden kann. Das gilt insbesondere von der Liebesgeschichte mit seinem „ersten Mädchen", Käthchen Schönkopf.

Sie beginnt geradezu possierlich. Am selben Tag (1. X. 66), da er dem Gymnasiasten Trapp cet amour ardent für Charitas Meixner bekennt und sich offenbart als „amant malheureux qui l'aime sans attendre jamais le fruit de son amour, qui lui souhaite la vie la plus heureuse, sans espérer de pouvoir contribuer à son bonheur quelque peu de chose" — am selben Tag rechtfertigt er sich gegen Freund Moors wegen der Liebe zu seiner S., einem Mädchen freilich „ohne Stand und Vermögen", und versichert: „jetzo fühle ich zum allerersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht." Der Liebhaber der S. ist freilich gleich malheureux wie der amant der Charitas, nur daß er diesmal sein Elend ins Deutsche zurückübersetzt: „Sie ist des großen Glücks wert, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können, etwas dazu beizutragen." Doch denkt er in der Liebe zu der, die um ihn ist, ausdrücklich der Zukunft, und zwar mit besonnener, edelmütiger Resignation: „Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird als dann, wenn es uns Pflicht und Notwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen." Den 11. V. 67 schreibt er der Schwester mit freundlicher Herablassung gegen die petite Schönkopf, sie verdiene es, unter seinen connaissances vivantes nicht vergessen zu werden; ist sie doch (12. X. 67) „ein recht gutes Mädchen,

das er sehr liebt; sie hat die Hauptqualität, daß sie ein gutes Herz hat, das durch keine allzugroße Lektüre verwirrt ist, und läßt sich ziehen.*) Wer sollte sich aber zu ihrer Erziehung besser eignen, als ein junger Liebhaber, der es mit jungen Mädchen so gut meint, wie er? „C'est une si jolie créature qu'une fille, que je ne puis souffrir à en voir des gâtées; je voudrais cepourqoui les pouvoir rendre toutes bonnes.“ Auch hat er die für den Erzieher nötige Überlegenheit und Unabhängigkeit. „Ihr jungen Mädchen“, schreibt er der Schwester, „wir sind klüger, als Ihr denkt; wir leben hier in der angenehmsten Freiheit und müßten Toren sein, wenn wir uns euch unterwürfen; denn es ist keine Sklaverei beschwerlicher, als euch zu dienen.“ Aber am 13. X. 67 bekennt er sich Freund Behrisch als „eifersüchtigen Liebhaber“; und daß er dem Freunde rät, eine gewisse Kälte gegen Käthchen könne auf diese und die nächsten Tage nicht schaden, gibt ihm nur noch den Schein der Überlegenheit. In den weiteren Briefen an Behrisch schwindet auch dieser immer mehr; er ist so dumm, so erzdumm, daß er gar nicht weiß, wie dumm er ist; er hat wieder so einen dummen Auftritt gehabt, in dem er nicht die glorreichste Rolle spielte, weil zu deutlich hervortrat, daß jetzt er von Gnade des Mädchens lebt. Bescheiden bemerkt er jetzt (2. XI. 67): „Ich liebe sie immer wie stets, ob sie mich? Ich glaub's einsweilen.“ Es wird bitterer Ernst, wenn er Behrisch zuruft (10. XI. 67): „verflucht sei die Liebe“; wenn er vor Aufregung Fieber bekommt; wenn er im Sturm der Eifersucht das Mädchen doch vor sich entschuldigen muß; wenn er es dankbar anerkennt, daß er nach ihrem Urteil „ein großer Narr, aber auch ein guter Junge“ sei. Jetzt sieht er, daß Shakespeare mit Unrecht sagt: „Schwachheit, dein Name ist Weib“; „eh' würde man sie unter dem Bilde des Jüng-

---

*) Käthchen Schönkopf war drei Jahre älter als der jetzt 18-jährige Student.

lings kennen.“ Ungefähr dasselbe hat er $1^1/_2$ Jahre vorher mit Beziehung auf die belle Charitas gesagt: „Je suis faible, il est vrai; est on fort quand on aime?“ Aber jetzt ist die Phrase zur Wahrheit geworden. Und wie nun Pflicht und Notwendigkeit wirklich gebieten sich zu trennen, bekennt er aufrichtig: „ich habe den Sieg über mich erhalten, sie nicht zu sehen“; denn „es war ein schrecklicher Zeitpunkt bis zur Erklärung.“ *) Den Mund nimmt er freilich gleich wieder ziemlich voll: „nun erst kenn ich das Leben“; und das Moralisieren geht wieder lebhafter seinen Gang. Auch das Glück, das er jetzt „in dem angenehmsten, freundschaftlichen Verkehr“ mit Käthchen findet, ohne Vertraulichkeit, ohne ein Wort von Liebe, ist zu programmmäßig, als daß es recht ernst genommen werden könnte. Es weicht in der Tat nach Käthchens Verlobung einer ehrlichen bitteren Empfindung, daß er nun auch unter die vielen Liebhaber gekommen ist, die sie „mit Freundschaft eingesalzen hat.“ Der ganze Handel war eine scharfe Lektion geworden, die dem Herrn Studiosus recht gut bekam; daß er sie sich aber gut bekommen ließ, ja daß sie so scharf wurde, beweist seinen Gehalt, seine Tüchtigkeit. —

Einen ähnlichen Gang gehen seine Bemühungen um Poesie und Kunst: von einer fahrigen Oberflächlichkeit und Wichtigtuerei zum Ernst. Die leidenschaftliche und schmerzliche Erregung dieser Entwicklung tritt natürlich weniger hervor. Erst spickt er seine Briefe noch freigebig mit deutschen und französischen Versen, die ihm leicht fließen, weil er keine großen Ansprüche an sich macht. Im Frühjahr 1766 gesteht er doch (nicht ohne Aufwand schwülstige Bilder), daß

---

*) Was für eine Erklärung? Man vermutet eine Erklärung Goethes, daß er in absehbarer Zeit an eine Heirat nicht denken könne. Aber in „Dichtung und Wahrheit“ sagt Goethe: „Annette hatte mich verlassen.“ Vielleicht hat Käthchen den Liebhaber zu einer Erklärung gedrängt und auf diese hin ihrerseits erklärt, daß dann nicht mehr von Liebe, bloß noch von Freundschaft die Rede sein könne.

er seinem dichterischen Flug nicht mehr recht traue, nachdem er den Ruhm der großen Männer gesehen und vernommen habe, wie viel dazu gehöre, sich Ruhm zu verdienen. Aber gegen den Geschmack Gellerts — „er hatte (urteilt Goethe ein paar Jahre später) von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, keinen Begriff“ — bäumt sich sein Selbstgefühl wieder auf: „man lasse doch mich gehen; habe ich Genie, so werde ich Poete werden, und wenn mich kein Mensch verbessert; habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts.“ (Frühjahr 1767.) Im August 1767 berichtet er, daß von dem poetischen Gericht seiner Freunde seine sämtlichen Leipziger Gedichte in die ewige Finsternis seines Koffers verwiesen worden seien bis auf das kleine, 50 Seiten starke, Büchlein Annette. Etwas später müssen Joseph, Belsazer u. s. f. ihre Jugendsünden durch Feuer büßen. Aus der „Geschmacks- und Urteilsungewißheit“ aber, worin er dieses Autodafé vollzog, halfen ihm nicht die höheren Vorbilder, die er jetzt kennen lernte: Wieland, Lessing, Shakespeare. Denn die beiden letzteren erlaubten keine direkte Nachahmung; Wieland aber (damals sein Lieblingsdichter) konnte ihn gerade das nicht lehren, was er am notwendigsten brauchte: Ernst. Daß Goethe vielmehr selbst in einen immer peinlicheren Liebeshandel hineingezogen wurde, ließ ihm die Angelegenheiten des Herzens als die wichtigsten erscheinen und nötigte ihn, unermüdlich über Flüchtigkeit der Neigungen Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit u. drgl. nachzudenken. Und daß er nicht anders mit sich selbst fertig werden konnte, trieb ihn in die Art des Dichtens hinein, von der er sein ganzes Leben nicht abweichen konnte: „dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen.“ Mit dieser Methode des Dichtens mußte er zu größerer Natürlichkeit, Innigkeit

und Kraft fortschreiten, Hand in Hand mit der Vertiefung und Kräftigung der Persönlichkeit; Förderung von außen konnte diese Entwicklung nur beschleunigen, brauchte sie nicht erst hervorzurufen. — Unter seinen Leipziger Dichtungen ist die lesbarste das Schäferspiel „die Laune des Verliebten", das am meisten des Selbsterlebten hat.

Daß er bei Oeser zeichnete, kam mehr der allgemeinen Entwicklung seines Geistes zu gute als der Ausbildung seines künstlerischen Talents. Nach dem Abschied von Leipzig dankt er Oeser, daß er ihm den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt, indem er sein Herz gegen den Reiz fühlbarer gemacht, — gegen den Reiz nämlich der Einfalt und Stille. Oeser habe ihm ferner den fast unbegreiflichen Satz leuchtend wahr gemacht, „daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt als der Hörsaal des Weltweisen und Kritikers"; er habe ihn gelehrt, „demütig ohne Niedergeschlagenheit, stolz ohne Präsumption zu sein." — Der Gewinn ist freilich zu reich, als daß wir ihn ganz echt glauben dürften; und die überschwänglichen Dankesergüsse des Schülers verraten selbst ein Gefühl davon. Die weitere Entwicklung Goethes zeigt aber doch, daß seine „Tiraden" nicht ganz leer sind. —

Auch zur direkten Beschäftigung mit Fragen der Weltanschauung wurde Goethe in Leipzig angeregt. Der allgemein verehrte, ihm nicht eben angenehme Gellert wies den jungen Studenten auf Kirche und Abendmahl hin. Das hielt diesen freilich nicht ab, sich von der kirchlichen Verbindung ganz loszuwinden. Das Abendmahl hatte ihn immer eher geängstet als erquickt; in heiteren Stunden schämte er sich der abergläubischen Furcht vor den schrecklichen Folgen unwürdigen Genusses; in die akademische Freiheit eingetreten, ließ er diese seltsame Gewissensangst mit Kirche und Altar bald völlig hinter sich zurück. Dem Mahner aber, der ihn zu seiner kirchlichen Pflicht zurückrufen wollte,

ging er fortan nur aus dem Wege. Gellerts eigene Moral, die er seinem philosophischen Auditorium in einem hohlen und traurigen Tone vortrug, machte wohl einen augenblicklichen Eindruck, forderte aber auch den Spott heraus. Sie schien weichlich, schien zur Affektation, wenn nicht Heuchelei anzuleiten. Da von der guten Gesellschaft auch Gellerts Charakter nicht unangefochten blieb, mußte dessen ganzes Auftreten ihm den Moralismus der Zeit eher verdächtigen als empfehlen. — Unter die Spötter, die Gellerts Einfluß entgegenwirkten, mochte wohl auch ein wunderlicher älterer Freund gehören, der Hofmeister Behrisch, dem Goethe in den natürlichsten Briefen, die er damals schrieb, offenherzig beichtete, was er Gellert nicht hätte anvertrauen mögen. Behrisch, der durch seine äußere Erscheinung selbst den Spott herausforderte, hatte ein sehr freies Urteil, nicht bloß in poetischen Dingen, sondern auch in Fragen des Lebens. Er verminderte durch seinen Spott gar sehr die Achtung, die Goethe für seine Mitbürger hegte; er brachte den unreifen Jüngling in Gesellschaft, der er besser ferne geblieben wäre. Seinen „gelehrigsten und fleißigsten Schüler" nennt sich Goethe in einem Zusammenhang, der auf den Lehrer ein bedenkliches Licht wirft. (Brief vom 7. XI. 67.) — Andrerseits scheint Goethe die Frömmigkeit seines Zimmernachbars Limprecht (eines Theologen, der den Verlust des Augenlichts befürchten mußte) einen tieferen und günstigeren Eindruck gemacht zu haben als Gellerts weinerliche Ermahnungen. Durch ihn lernte Goethe ferner in einem Dresdener Schuster einen „bewußtlosen Weltweisen" kennen, der ihn erst anzog, um ihn doch bald zu ermüden. Der Mann hatte einen tüchtigen Menschenverstand, der auf einem heiteren Gemüt ruhte und sich in einer bescheidenen Tätigkeit gefiel, und einen guten Humor. Er lebte der frohen Überzeugung, daß das Leben an sich ein Gut sei, und ähnliche Gedanken hatten sich auch dem Knaben Goethe schon aufgedrängt. Aber dem Studenten, der von mancherlei

Stimmungen hin- und hergeworfen wurde, machte es doch schließlich ein Mißbehagen, daß der wackere Schuster sich immer nur glücklich preisen wollte und von andern dasselbe verlangte.

Das waren mancherlei Einflüsse aus der Nähe. Aus der Ferne ergriff ihn Rousseaus kulturfeindliche Philosophie. Dessen These: „Plus que les moeurs se raffinent, plus les hommes se depravent“, erscheint ihm (12. X. 67) die verehrungswürdigste Wahrheit. Die Anwendung, die er davon auf die Erziehung der Schwester macht, erregt freilich lebhafte Zweifel, ob er ihn verstanden hat: seine Anweisungen hätten, streng befolgt, das arme Mädchen eher verschroben als natürlich gemacht. Für seine eigene Lebensweise folgerte er aus Rousseaus Theorie mancherlei „Torheiten“, die seinen glücklichen Organismus „verhetzten“ (kaltes Baden, Schlafen auf hartem Lager, unter leichter Decke).

Wir dürfen nicht erwarten, daß der lebhafte, „fahrige“ Jüngling unter dieser Menge auf ihn einstürmender Eindrücke ein geistiges Gleichgewicht leicht hätte gewinnen und behaupten können. Er nahm ein „wirriges, störrisches Wesen“ an und erschwerte sich ein gedeihliches Verhältnis zu seiner Umgebung durch ein Zuviel und Zuwenig im Tun und Unterlassen. Es fehlte ihm eben an „Erfahrung“, wie Wohlwollende ihm sagten. So wurde er auf die Frage geführt, was denn die Erfahrung sei, die den reifen Charakter, ja auch den guten Dichter mache. Und damit hatte er das Grundproblem der Lebenskunst entdeckt: wie nämlich der Mensch ein passives Erleben sich zueignen müßte, um daraus Lust und Fähigkeit zu aktivem Leben zu schöpfen. Freund Behrisch ersetzte die Antwort, die er nicht geben konnte, durch einen schlechten Witz. Was aber ein erfahrener Mann über die Erfahrung zu sagen wußte, ließ es Goethe wünschenswerter erscheinen, in seiner Unerfahrenheit zu beharren. Die Erfahrung, sagte jener, überzeuge uns, daß unsere besten Gedanken, Wünsche und Vorsätze unerreichbar seien; sie ent-

wöhne uns, an Glück und Unglück lebhaften Anteil zu nehmen; sie bestehe darin, daß man erfahre, was man nicht zu erfahren wünsche. An dem Schüler, der dem Leben erst entgegenging, mußte eine Weisheit abgleiten, die den Sinn des Lebens nur im Sterben sah; und es war gut so, sonst wäre er bald nicht mehr fähig gewesen, eine Erfahrung zu machen.

3.

Im Mai 1768 schrieb Goethe an Behrisch: „Ich gehe nun täglich mehr bergunter. Drei Monate, Behrisch, und darnach ist's aus." Er fühlte, daß er seine unvernünftige, teils regellose, ja ausschweifende, teils doktrinär „natürliche" Lebensweise nicht aushalten werde. Anfang August 1768 wurde er von einer Krankheit befallen, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Doch hielt er sie aus, konnte am 28. August 1768 Leipzig verlassen und kehrte, freilich als ein Schiffbrüchiger und Kränkling, nach Hause zurück. In anderthalb Jahren, die für ihn und die Seinigen, besonders den Vater, lang genug wurden, hatte er die Nachwehen seines ersten Ausflugs in die Welt zu überstehen, sammelte aber auch neue Kräfte, leibliche und geistige, mit denen er den Flug wieder aufnehmen, sich höher schwingen und glücklicher (ob auch nicht unbeschädigt) zurückkehren sollte.

Die Krankheit gab ihm Gelegenheit zur ruhigen Verarbeitung seiner Leipziger „Erfahrungen". Bei der Durchsicht seiner Briefe fiel ihm auf, daß er sich sogleich bei dem ersten akademischen Unterricht für sehr klug und weise gehalten und, was er eben von Gellert gehört, sofort der Schwester wieder gepredigt hatte. Seine Gedichte erschienen ihm kalt, trocken und oberflächlich, ohne Verständnis für die Zustände des menschlichen Herzens und Geistes. Er veranstaltete daher ein neues Autodafé, dem nur weniges entrann: das Büchlein „Annette" und andere Lieder, die „Laune des Verliebten" und „die Mitschuldigen." Ein wichtiges

Stück Abrechnung mit der Vergangenheit steckt auch in den Briefen an Käthchen Schönkopf. Denn jetzt zeigte es sich überzeugend, daß das Mädchen frei war und er gebunden; worauf er von Anfang doch nicht gerechnet hatte. Wie schwer ihm das fiel, habe ich schon angedeutet.

Aber die Zustände im elterlichen Hause erlaubten ihm nicht, den Blick nur auf die Vergangenheit und Ferne zu heften. Die Spannung in der Familie hatte sich während seiner Abwesenheit gesteigert. Cornelie war nun drei Jahre lang das einzige Objekt der Erziehungsleidenschaft des Vaters gewesen; und das hatte in ihr einen richtigen Haß gegen diesen erzeugt. Jetzt konnte sie sich mit erneuter und erhöhter Innigkeit wieder dem Bruder anschließen. Wichtiger war für diesen die Veränderung, die mit der Mutter vorgegangen war. Sie hatte sich mit Eifer der Religion zugewendet und pflegte diese mit einigen Freundinnen, deren bedeutendste Fräulein Susanne Katharine von Klettenberg war. Es lag für den Sohn um so näher, daran Anteil zu nehmen, als auch sein religiöses Interesse sich schon in der letzten Leipziger Zeit wieder gesteigert hatte. Mit Langer, Behrischs Nachfolger, hatte er während seiner Krankheit sich nicht bloß über alte und neue Literatur unterhalten, sondern auch religiöse Stimmungen und Gedanken ausgetauscht. Der Freund frischte seine Verehrung für die Bibel wieder auf; jetzt las Goethe auch das Neue Testament „mit Gefühl und Enthusiasmus“. Doch erfahren wir nicht, warum es ihn jetzt mehr ansprach. Langers Einfluß mochte aber auch ein Hindernis sein, daß der jüngere Freund in die pietistisch-herrnhuterische Art der Frömmigkeit nicht zu tief hineingeriet. Denn „er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältnis zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will“; dieses intime persönliche Verhältnis zu Gott war aber für die frommen Freundinnen der Mutter gerade die Hauptsache. Goethes Annäherung an diese rührte letztlich davon her, daß ihm wie den Brüdern und Schwestern im

Herrn Herzensangelegenheiten die wichtigsten waren. Fräulein von Klettenbergs „liebste, ja einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtete, an sich machen kann". Goethe aber war durch die Entwicklung seines Verhältnisses zu Käthchen und durch seine fortdauernde Kränklichkeit jetzt ebenfalls darauf gestimmt, sich mit seinem sittlichen Zustande zu beschäftigen. Wie er sich wenigstens die Sprache Kanaans zueignete, ersehen wir am deutlichsten aus einigen Briefen, die er von Straßburg in den ersten Wochen schrieb. Er bekennt sich als den alten, nur daß er mit unserm Herrn Gott etwas besser steht und mit seinem lieben Sohn Jesus Christus. Er ist auch insofern etwas klüger geworden, als er erfahren hat, was das heißt: die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. „Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich meinem Heilande; daß ich nicht bin, was ich sollte, dafür danke ich ihm auch. Luther sagt: ich fürchte mich mehr für meine guten Werke als für meine Sünden." Er geht mit der christlichen Gemeine wieder hin, sich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern. Seinem Freunde Trapp rät er, sich in seinen Liebesangelegenheiten von Gott raten zu lassen. „Wer nicht wie Elieser, mit völliger Resignation in seines Gottes überall einfließende Weisheit, das Schicksal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kamele überlassen kann, der ist freilich übel dran, dem ist nicht zu helfen." „Reflexionen sind eine sehr leichte Ware, mit Gebet dagegen ist's ein sehr einträglicher Handel; eine einzige Aufwallung des Herzens im Namen des, den wir inzwischen einen Herrn nennen, bis wir ihn unsern Herrn betiteln können, und wir sind mit unzähligen Wohltaten überschüttet." Darum bittet er auch Fräulein von Klettenberg, mit ihm für ihn zu bitten, daß in dem neuen Lebensjahre, das er antritt (1770), alles werde, wie's werden soll.

Der Ausdruck seiner Frömmigkeit ist freilich burschikoser, als es sich für einen rechten Frommen geziemt: „Ich lebe

etwas in den Tag hinein und danke Gott dafür und manchmal auch seinem Sohne, wenn ich darf, daß ich in solchen Umständen bin, die es mir aufzulegen scheinen." Und einzelne Redewendungen zeigen auch, daß es mit seiner Theologie nicht ganz stimmt. Mit Luther fürchtet er für seine guten Werke mehr, als für seine Sünden. Aber das findet in der beigefügten Sentenz eine sehr rationalistische Erklärung: „und wenn man jung ist, ist man nichts ganz." In der Tat konnte er sich nach „Dichtung und Wahrheit" mit Fräulein von Klettenberg darüber nicht vereinigen, daß er Ursache hätte, sich mit dem Gotte zu versöhnen, der ihm ob seiner Sünde mit Recht zürne. Im Blick auf seinen „unendlich guten Willen," dem Gott wohl hätte besser zu Hilfe kommen können, glaubte er eher, daß er Gott einiges zu verzeihen hätte. Damit war aber der Wiederaufnahme des orthodoxen, der Annahme des hällisch-pietistischen oder herrnhuterischen Christentums ein Riegel vorgeschoben; es blieb bei dem optimistischen, öfter christlich gefärbten, je und je fast fatalistisch klingenden Glauben, es werde dem Menschen geschehen, was ihm das Beste ist.

Geringere Bedeutung für Goethes Innenleben hat nicht bloß die Beschäftigung mit Alchymie, durch die er sich die Langsamkeit der Wiedergenesung verkürzte, sondern auch eine gewisse gnostische Theologie, die er sich damals zurechtmachte. Er scheint das Leben der Welt als periodisch wiederkehrende Konzentration und Expansion, Verselbstigung und Entselbstigung, Abkehr von Gott und Rückkehr zu Gott aufgefaßt, und diese Gedanken auch in die Dogmen von Teufel, Trinität und Incarnation hineingelegt zu haben. Da sich eine Fortwirkung dieser theosophischen Ideen in der Folgezeit nicht nachweisen läßt, möge auch auf sich beruhen bleiben, wie weit wir Goethes Erinnerung in diesem Punkt zu trauen haben.

Daß Goethe sich auch in jener Zeit nicht einem engherzigen Pietismus und Mystizismus, ja Aberglauben er-

geben wollte, zeigen die Ephemeriden vom Frühjahr 1770. In diesem Notizbuch registriert er, was er in seiner ästhetischen, erbaulichen und wissenschaftlichen Lektüre berührt hat. Da begegnen wir neben Paracelsus, Agrippa von Nettesheim, Tauler, Kempis, Bernieres de Louvigni einer Reihe von Schriftstellern des Altertums und der Neuzeit, die eine durchaus freie, weltliche Art haben: Plato, Cicero, Quintilian, Seneca, Plinius; Shakespeare, Wieland, Lessing; Bayle, Malebranche, Voltaire, Rousseau, Mendelssohn. Einige eigne und entlehnte Bemerkungen geben uns einen lehrreichen Einblick in seine damalige geistige Verfassung. „Die Kunst ist nichts andres als das Licht der Natur.“ „Die Alten scheuten nicht so sehr das Häßliche als das Falsche“ (gegen Lessings Laocoon.) „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt.“ „Wer die Laster haßt, haßt die Menschen.“ „Die Liebe führt den Menschen in sich selbst zurück und vereinfacht sein Glück.“ „Ist es einfach, ist es natürlich, daß Gott Mose gebraucht habe, um zu Jean Jacques Rousseau zu reden?“ Von Voltaire schreibt er ohne Glosse eine Auslassung ab, worin dieser sein Verdienst über das von Luther und Calvin erhebt: die Reformatoren setzten dem Mißbrauch den Mißbrauch entgegen, ahmten dem Papst nach, den sie verdammten; Voltaire ermahnte die einfältigen, unglücklichen, anmaßenden Kinder Gottes, sich für absurde Chimären nicht mehr zu zerfleischen. Giordano Bruno wird von Goethe gegen die oberflächliche Kritik Bayles in Schutz genommen. Vielleicht findet die Sympathie für ihn ihre Erklärung in folgendem merkwürdigen (lateinischen) Citat: „Über Gott und die Natur der Dinge gesondert zu reden ist ebenso schwierig und gefährlich, wie wenn wir über Leib und Seele gesondert denken; die Seele erkennen wir nur durch Vermittlung des Leibs, Gott nur durch Erkenntnis der Natur.“ Der Urheber dieses Urteils meint, daß die Heilige Schrift („deren Worte unserthalb jeder nach seiner Meinung drehen und deuten möge“) dieser Auffassung nicht

widerspreche, und beklagt den Spinozismus, „den verkehrten Bruder dieser lautern Lehre.“ Es ist zu vermuten, daß Goethe ihm damals durchaus zustimmte.

4.

Als Goethe im Frühjahr 1770 ohne schweren Abschied vom elterlichen Hause nach Straßburg zog, um dort seine juristischen Studien zu vollenden, lockerte sich bald seine Verbindung mit den Frommen, an die er sich von den Brüdern in Frankfurt noch Empfehlungen geben ließ. „Es ist, als wenn es nicht sein sollte,“ bekennt er Fräulein von Klettenberg, daß sein Umgang mit ihnen stark würde: „sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen, dabei so hällisch und meinem Grafen [Zinzendorf] so feind und so kirchlich und pünktlich, daß — ich Ihnen eben nichts weiter zu sagen brauche.“ Auch kann er, dessen Empfindung und Urteil schon damals nicht leicht etwas völlig ausschloß, die Vorliebe für die eignen Empfindungen und Meinungen, die Eitelkeit, eines jeden Nase dahin drehen zu wollen, wohin die eigene gewachsen ist, nicht ertragen: „Fehler, denen solche Leute, die eine gute Sache haben, mit der größten Sicherheit nachhängen.“ Mit feinem Instinkt spürt er auch, wie oft von seinen Freunden im Herrn die Sache ihrer Grillen mit der Sache Gottes vermischt wird. Doch findet er sich jetzt noch leicht in Jung Stillings Glauben an eine unmittelbare, unfehlbare Fürsorge Gottes und schützt ihn, der keinen Zweifel, keinen Spott vertragen kann, gegen Sticheleien der Gesellschaft. Was er an ihm und Leuten dieses Kreises noch vor allem schätzt, ist die Fähigkeit, über alle Herzensangelegenheiten, die zartesten und tüchtigsten, sich gehörig und gefällig

auszudrücken. Aber sein eigner Sinn wird offenbar mehr angesprochen durch einen Herrn [Salzmann], „der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist; der bei der Kälte des Bluts, womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt: daß wir auf diese Welt gesetzt sind, besonders um ihr nützlich zu sein, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft, und daß der brauchbarste der beste ist."

Was Goethe damals eigentlich am Pietismus schätzte, wird noch schärfer beleuchtet durch die Gründe seiner Abneigung gegen die französische Aufklärung, die ihm in dem französischen Straßburg näher trat. Sie werden uns in Dichtung und Wahrheit freilich mit den Begriffen des älteren Goethe erläutert; aber der Sache nach stimmt das spätere Urteil durchaus mit der aus gleichzeitigen Zeugnissen bekannten Stimmung Goethes. Die unschmackhafte, ja abgeschmackte „Greisenheit" des système de la nature fiel sehr unangenehm ab gegen den auf dem Gemüt ruhenden gesunden Menschenverstand, gegen die wahrhaft natürliche Kultur der pietistischen Freunde, die durch ihren Wunderglauben dem weitherzigen, phantasievollen jungen Manne, mehr nur sonderbar gefärbt als wirklich verdorben erschien; und daß Holbach „dasjenige, was höher als die Natur oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur" verwandelte, war dem unerträglich, der in Herzensangelegenheiten den wichtigsten Inhalt des Lebens sah. Wenn aber Voltaire aus Haß gegen die biblische Überlieferung von einer Sintflut auch die reale Überlieferung in der Natur, die versteinerten Muscheln, leugnete, so war Goethe diese Widersetzlichkeit gegen seine „Abgöttin" ohne Frage widerwärtiger als ein naiver Wunderglaube.

Daß er übrigens, um das gleich mitzunehmen, einem kirchlichen Sinn sich in Straßburg vollends entfremdete, zeigt Wahl und Behandlung seines Themas für die Pro-

motion zum Licentiaten der Rechte. Ihn hatte von jeher der Konflikt interessiert, in dem sich die Kirche, der öffentlich anerkannte Gottesdienst, mit Naturnotwendigkeit nach zwei Seiten befindet: mit dem Staate, der das gesamte Leben der Bürger nach öffentlichen, allgemeinen Zwecken regeln will, und mit dem Einzelnen, der an der Religionsübung ein herzliches, gemütliches Interesse hat. Er glaubte nun, den Widerstreit damit heben zu können, „daß der Staat, der Gesetzgeber das Recht habe einen Kultus zu bestimmen, nach welchem die Geistlichkeit lehren und sich benehmen solle, die Laien hingegen sich äußerlich und öffentlich genau zu richten hätten; übrigens sollte die Frage nicht sein, was jeder bei sich denke, fühle oder sinne.“ Wer diese Lösung vorschlagen kann, sieht in der Kirche nicht mehr den Körper, nur noch das Gehäuse für ein religiöses Leben. Voltaires Haß gegen die Pfaffen wurde der eigentümlichen Natur der Kirche noch eher gerecht als dieser kühle Vorschlag, sie zu mumisieren, um ihr den Kampf um die Existenz zu erleichtern.

So hat Goethe aus einer Art von Frömmigkeit, die seiner Natur nicht entsprach, in die er nur in abnormer Stimmung durch äußere Veranlassung geraten war, sich rasch wieder zurückgezogen. Das dankte er dem neuen Strom inneren und äußeren Lebens, der ihn in Straßburg erfaßte und seine Entwicklung überhaupt beschleunigte, bereicherte, vertiefte.

Vierzehn Tage nach seiner Ankunft fällt er sein Urteil über den neuen Aufenthalt mit derselben dünkelhaften Sicherheit, die er als Leipziger Fuchs offenbarte: „ich finde Straßburg nicht ein Haar besser oder schlimmer als alles, was ich auf der Welt kenne, das heißt sehr mittelmäßig, und das doch gewisse Seiten hat, die einen zum Guten und Bösen in Bewegung setzen und aus seiner gewöhnlichen Lage bringen können.“ Auch die frommen Ratschläge, die er Freund Trapp in dessen Liebesangelegenheiten gibt, zeigen, daß er seine noch sehr jungen geistlichen Erfahrungen mit überraschender Ge-

schwindigkeit in eine ganz zuverlässige Lebensweisheit verarbeitet hat. Bald aber findet er in seiner Tischgesellschaft wackere Kameraden, gegen die seine altkluge Lebensweisheit übel angebracht wäre. Sie vorwitzig leuchten zu lassen, ist schon dadurch ausgeschlossen, daß der kleine Kreis von dem Aktuarius Salzmann, der dem Alter nach Goethes Vater hätte sein können, mit ruhiger Sicherheit geleitet wird. Er vergnügt sich also mit ihnen in harmloser studentischer Weise, läßt sich in medizinische Studien hineinlocken, begeistert sich für das herrliche Münster, durchwandert das schöne Elsaß, interessiert sich dabei für moderne Industrie wie für Denkmäler aus der römischen Zeit, tritt auch mit dem Volke in Berührung. Doch hatte von diesem Kreise niemand die Kraft, ihn über sich selbst hinauszutreiben. Auch der Aktuarius Salzmann stand trotz seiner sittlichen und literarischen Bildung nicht wirklich über ihm; er hielt sich wohl auch nicht so unabhängig von dem Zauber des jungen Mannes, daß er ihn zu einem anstrengenden Arbeiten und Streben hätte bestimmen können. Ihm beichtete Goethe, wie einst Behrisch, in schwierigen Lagen; und der Beichtvater war offenbar so liebenswürdig, daß das Beichten ein Genuß war. So ließ er sich mehr in seiner Lebhaftigkeit und Geschäftigkeit gehen, als daß er ernsthaft an sich gearbeitet hätte, und war trotz der Tüchtigkeit seiner Genossen in Gefahr, in das „wechselseitige Schöntun, Geltenlassen, Heben und Tragen" hineinzugeraten, das er später als den Hauptmangel des damaligen literarischen Treibens erkannte. Da stieß er auf einen Mann, der das Recht, die Fähigkeit, die Laune hatte, ihn fühlbar von oben herab zu behandeln: Herder.

Goethe kannte von Herder schon die „kritischen Wälder"; die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" las er erst später. In den kritischen Wäldern, meinte er, werde Lessing „garstig Holz machen", wenn er darüber komme. Aber sie hatten doch das Verlangen in ihm erweckt, den Verfasser kennen zu lernen, wenn sich die Gelegenheit biete.

Der persönliche Verkehr offenbarte ihm sofort Herders fragelose Überlegenheit. Diese beruhte zum wenigsten auf den Jahren, die Herder voraus hatte; bei Goethes Frühreife hätten die fünf Jahre des Altersunterschieds nicht viel ausmachen sollen. Aber Goethe hatte bis dahin in Leben und Dichten mehr nur dilettiert, Herder hatte arbeiten, ringen müssen; Goethe hatte seinen ernsthaftesten Kampf mit einem Mädchen ausgefochten, Herder hatte schon bösartige, demütigende literarische Händel hinter sich. Daß Herder an freier Schaffenskraft weit hinter Goethe zurückstand; daß er in Leben und Dichten mehr nervöse als herzliche Empfindung besaß; daß er bei aller Begeisterung für die freie Entfaltung der Individualität zur Eifersucht neigte: das war damals noch nicht bemerkbar und kam auch gegen Goethe noch nicht in Betracht. Und sofern diese unangenehmeren Eigentümlichkeiten Herders im Verkehr mit dem „spechtischen" Studenten schon mitwirkten, waren sie, da er durch die Fülle seiner Gedanken und die schärfere Ausprägung seiner Persönlichkeit doch immer anzog, nur nützlich. So war es insbesondere gar nicht übel, daß Goethes leichte Mitteilsamkeit durch Herders absprechendes Urteil eingeschüchtert, Goethe also genötigt wurde, Herders Anregungen für sich zu verarbeiten. Es spricht aber auch für die Tüchtigkeit des unreifen Studenten, daß er sich dadurch nicht abschrecken ließ, von Herder zu lernen.

Ihre Unterredungen bezogen sich, wie es scheint, nur auf Fragen der Poesie und Kunst, nicht auf Probleme der Lebensanschauung. Der Ursprung der Sprache, den Herder damals zu erklären versuchte, schien Goethe so ein schwieriges Problem gar nicht zu sein. Wie konnte man nur fragen, ob er göttlich oder natürlich sei, da der Mensch selbst zugleich göttlichen Geschlechts und Naturwesen ist? Was aber der Dichter Goethe von Herder lernte, kam auch dem Menschen zugute. Es wurde ihm durch Herder gezeigt, „daß die Dichtkunst eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbteil einiger feinen, gebildeten Männer". Auch das wird

schon in ihrem mündlichen Verkehr zur Sprache gekommen sein, was Goethe aus Herders „Fragmenten" einige Monate später noch deutlicher erkannte: „wie Gedank' und Empfindung den Ausdruck bildet". Also hatte Goethes große Fertigkeit, Gedichte zu machen (sogar in verschiedenen Sprachen), keinen poetischen Wert; also kam es darauf an, daß ihm Gedanken und Empfindungen zuflossen, die sich einen poetischen Ausdruck verschafften. Das lag implicite schon in der bisherigen Richtung von Goethes Dichten: was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln. Aber es war doch eine bedeutende Förderung für ihn, nun zu erkennen, welche Auffassung der Poesie in seiner Art zu dichten als Keim schon enthalten war. Und wenn Gedanke und Empfindung die Quelle der Poesie waren, so mußten sie auch der einzig wahre, echte Gehalt des Lebens sein. Also mußte aus den Herzensangelegenheiten, die dem jungen Manne als das Wichtigste erschienen, das willkürliche Tändeln mit erotischen Gefühlen ausgeschieden werden. Die Entwicklung der Liebelei mit Käthchen hatte darauf hingedrängt; was ihn die Erfahrung gelehrt, wurde jetzt durch Einsicht gefestigt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch Goethes religiöse Ernüchterung durch Herders Einfluß gefördert wurde. Was er von den Brüdern und Schwestern nur anempfunden hatte, wurde wieder ausgeschieden; dagegen erhielt sich (wie Goethes Verhalten gegen Jung zeigt) die Achtung gegen die Frommen, deren Frömmigkeit den Eindruck ungeschminkter Überzeugung machte.

Herder hat seine Auffassung der Poesie an Dichtern und Dichtungen veranschaulicht, die ihm echte, ursprüngliche Empfindung zum Ausdruck zu bringen schienen: dem Volksliede, Homer, Ossian, Shakespeare, Goldsmith, Smollet, Sterne. Auf Goethes menschliche Entwicklung hat zunächst der Vicar of Wakefield von Oliver Goldsmith den größten Einfluß gewonnen. Die „Unschuld" des in diesem Roman

gezeichneten Familienlebens, die durch ein hohes Maß von Eitelkeit und Leichtsinn nicht aufgehoben wird, allerdings auch alle Bösartigkeit ausschließt, mußte dem herzensguten, aber leichtlebigen Studenten besser zusagen, als pietistisch-herrnhutisches Sündengefühl und Versöhnungsbedürfnis. Daß aber der Landprediger bei seiner „heiteren Nachgiebigkeit und lächelnden Duldung eigener und fremder Fehler" eine unermüdliche Tätigkeit zur leiblichen und geistlichen Förderung seiner Nebenmenschen entfaltet, gab seiner Person doch wieder einen Ernst, der auch nach Goethes Sinn war. Freilich vermochte weder das Rührende, noch das Bedenkliche in den Schicksalen dieser harmlosen Familie Goethe davon zurückzuhalten, daß er den Frieden des Pfarrhauses zu Sesenheim ernstlich störte. Das soll uns nicht gegen die Erkenntnis verschließen, daß die Herzensgeschichte mit Friederike Brion einen großen Fortschritt in der persönlichen Entwicklung Goethes erkennen läßt.

In der ersten Zeit seines Straßburger Aufenthalts durfte er lebhaft erfahren, was das sei, vergnügt zu sein, ohne daß das Herz einen Anteil hat. Als er aber dieses Glück einer Freundin mitteilte, mit der ihn offenbar mehr zärtliche, als fromme Empfindungen verbunden hatten, war es auch schon im Verschwinden begriffen. Er hat nämlich eine gar zu artige Ursache, daß ihm jetzt gerade der Einfall kam ihr zu schreiben, ihr das zu bekennen; und wir müssen uns diese artige Ursache verdeutlichen, da sie uns einen freundlichen Einblick in die nicht so leicht zu verstehende Eigenart des Goetheschen Liebeslebens gibt. „Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe. Denn es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unserer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte ver-

dunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt, und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie, meine liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich so nennen kann, nehmen Sie diesen Brief als ein neues Zeugnis, daß ich Sie nie vergessen werde." Wie sollte man einer Leidenschaft widerstehen wollen, die sich so gut, so lieb ankündigt!

Freilich war Goethe inzwischen gewarnt worden: er hatte an den Töchtern seines Tanzlehrers sehen müssen, welche Leidenschaft er in Mädchenherzen entzünden könne. Die ältere hatte sogar in unheimlicher Erregung seine verführerischen Lippen verwünscht. Deshalb hielt er im Verkehr mit Friederike Brion das Verlangen nach dem Austausch von Zärtlichkeiten erst zurück. Friederike hatte auch nichts an sich, was zu mutwilligen oder sentimentalen Vertraulichkeiten hätte herausfordern können: „aus heitern, blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte"; ihr Wesen war „besonnene Heiterkeit, Naivität mit Bewußtsein, Frohsinn und Voraussehen"; sie wirkte auf jedermann belebend ein, war jedermann wohltätig und behaglich. Käthchen Schönkopf hatte Goethe durch Lebhaftigkeit, Munterkeit, Witz angezogen; aber wir dürfen ihr eher etwas Koketterie zutrauen als die sozusagen objektive Liebenswürdigkeit Friederikens, die behaglich, wohltätig erwärmte. Wir müssen es, außer dem Einfluß Herders, gewiß auch der Persönlichkeit Friederikens zuschreiben, daß er jetzt nicht wieder neben seiner Liebe anakreontische Tändeleien verfaßte, sondern seine Liebe selbst sang. Aber die höhere Art Friederikens und der Liebe, die sie einflößte, war mit die Ursache, daß Goethe die Lehre, die er sich einst mit großem Ernst aus der Auseinandersetzung mit Käthchen Schönkopf gezogen hatte, nicht befolgte.

„Wer einem Mädchen Hoffnung macht, der verspricht . . Fluch sei auf dem, der sich versorgt, ehe das Mädchen versorgt ist, das er elend gemacht hat.“ Goethe machte wieder Hoffnung; versprach wieder. Daß er schon mit nicht ganz gutem Gewissen dieser Leidenschaft sich hingab, beschleunigte vielleicht die Entwicklung; als er immer deutlicher sehen durfte und mußte, wie ganz von Herzen Friederike sein geworden war, beförderte wohl auch die Sorge, wie das enden solle, die schließliche Abkühlung, die aus Goethes Erzählung in „Dichtung und Wahrheit“ merklich wird. Der Abschied, der doch notwendig wurde*), konnte ihn diesmal lehren, daß der Liebenden, Verlassenen mit anderweitiger „Versorgung“ nicht gedient sei. „Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr noch die Hand vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute.“ Er, dem Herz, Empfindung, Liebe das Ein und Alles waren, mußte das Bewußtsein mit sich nehmen, daß er ein gutes, tiefes, gesundes Herz, das sich ihm rückhaltlos anvertraut, unheilbar verwundet hatte. Ja, „die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt!“ (An Salzmann aus Sesenheim, Juni 1771.)

---

*) Die Notwendigkeit liegt freilich nicht so ganz auf der Hand. Goethe hatte seine Studien vollendet und war so vermöglich, daß er sofort heiraten konnte. Goethes Mutter hätte Friederike als Schwiegertochter nur sehr angenehm sein können; der etwaige Widerstand des Vaters wäre nicht unüberwindlich gewesen; um das Urteil der Leute kümmerte sich Goethe sonst auch recht wenig. Die Tochter des Landpfarrers in das noch gar nicht großstädtische Frankfurt zu verpflanzen, war kein unerhörtes Wagnis, wenn sie Kopf und Herz so am rechten Fleck hatte wie Friederike. So bleibt nur die Erklärung, daß Goethe die Gestalten von Götz, Faust, Cäsar im Sinne trug (gegen die auch Friederikens doch nur liebliches Bild verblaßte) und deshalb keiner Frau, keiner Familie leben konnte. Die Muse von Fleisch und Blut wurde der himmlischen Muse geopfert.

5.

Als Goethe Mitte August 1771 nach Frankfurt zurückgekehrt war, erhob sich sein Leben zu einem nisus, einem Hochdruck, daß er sich selten zwingen konnte Atem zu holen und rückwärts zu sehen; daß das Diarium seiner Umstände, seiner Stimmungen, seines Tuns und Treibens von dem geschwindesten Schreiber unmöglich zu führen war; daß er bitten mußte: „Herr, mache mir Raum in meiner engen Brust!“ — daß er denen, die ihm näher traten, als ein „Besessener“ erschien, „dem es fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln.“ Seine ungeheure Vitalität offenbarte sich in einem Drang zu dichterischer Produktion, der, wie ein Naturtrieb, bald zu unwiderstehlicher Kraft anschwoll, bald völlig erloschen schien, und in einem unersättlichen Verlangen, den überfließenden Reichtum seines Fühlens und Denkens andern mitzuteilen, mit seiner Glut andre anzustecken, aber auch von andern erwärmt, gesättigt zu werden, wenn ihn Frost und Hunger überfiel. Die dichterische Produktivität war seine besondere Begabung; dieses Verlangen teilte er mit der Jugend seiner Zeit, ja mit seiner Zeit überhaupt. Man blieb damals etwas länger jung als heutzutage; und die arme reiche, jüngere und ältere Jugend hatte nicht, worauf sie ihre Sehnsucht richten, ihre Kraft werfen sollte. Man hatte ja kein Vaterland, auch keine Kirche, in deren Dienst man sich hätte genügen können. Man war also, um seines Werts inne zu werden, auf das Gefühl selbst verwiesen; sein Gefühl aber konnte man nur genießen, indem man es aussprach und sich von anderen bestätigen ließ. So suchte man, wo man für die Ergüsse seines Herzens Anklang finden könne; der Wert des Menschen für den Menschen bestand darin, daß man in dem Bruder sein Gleichnis, sich selbst verdoppelt fühlte; und darnach wurde auch der Einzelne gewertet. Man besuchte sich fleißig, um Erlebnisse, Stimmungen, Gedanken auszutauschen

und mit einander zu genießen; man wechselte unendlich viele, unendlich lange, unendlich gefühlvolle Briefe. Wer aber mit der gelösten Zunge des Dichters sein Herz aussprechen, den andern ihr Herz deuten konnte, der mußte eine geradezu schwärmerische Begeisterung wecken. Dieses Glück wurde Goethe in reichstem Maße zu teil, und er hat es in vollen Zügen, bis zur Berauschung, genossen.

Aber er hat von diesem Labetrank auch die Hefe auskosten müssen. Die besten Menschen waren auch damals nicht bloß Herz. Hinter dem Herzen lauerten die Sinne; und jene Herzensverhältnisse waren in aller Unschuld unglaublich sinnlich. Bänder und Schleifen, vielsagende Händedrücke, Küsse werden sehr hoch geschätzt; auch von seinem Engel muß man eine mit fühlender Hand geschnittene Silhouette haben. Wer will aber die Unschuld der unentbehrlichen Liebkosungen kontrollieren? So lauert hinter der Sentimentalität die Eifersucht und greift mit roher Hand in die zartesten Herzensbeziehungen ein. Andrerseits ist es eine süße Nahrung der Eitelkeit, in vielen intimen Beziehungen zu stehen, sich in seinem Gefühl bewundern, auch beklagen zu lassen; — und „hat man keins, so macht man eins." Für arme Schlucker ist es ein ganz reeller Nebengewinn gefühlvoller Freundschaften, sich eine Weile an einem fremden Herde wärmen zu können. Auch der Herrschsucht sieht die Herzlichkeit oft verzweifelt ähnlich. Wer sein Gefühl in der Hoffnung auf ein Echo darbietet, wird es endlich ungeduldig aufdrängen, wenn das Echo zu lange ausbleibt; er verlangt, daß der Bruder, der sein Gleichnis nicht ist, sein Gleichnis werde. — Dies alles hatte Goethe zu erfahren; und so ruft er noch in der Zeit seiner blühendsten Herzlichkeit aus: „Ja die guten Herzen! Ich kenn das Pack auch!"

Wer etwas Mark in den Knochen hatte, mußte ohne solche widerwärtige Erfahrungen wenigstens je und je durch die überschwängliche, oft fast schamlos aufdringliche Empfindungsseligkeit abgestoßen werden. Und dann äußerte

er seinen herzlichen Widerwillen in einer burschikosen Derbheit, die doch zugleich beweist, daß er den Übergang zu einer nüchternen Sachlichkeit selbst noch nicht findet. Die mutwillige satirische Laune, die z. B. einem Goethe und Merck sehr nahe lag und sehr gut steht, erhebt sich nicht wirklich über die Empfindsamkeit, sondern ist nur ihre Kehrseite. In diesem sehr weiblichen Zeitalter vertragen übrigens auch die Frauen in Dichtungen, und sogar in Briefen, eine höchst ungenierte Natürlichkeit. Das ist wirklich verwunderlich, wenn nicht bewundernswert, da die Briefe so ziemlich als Gemeingut des betreffenden Freundes- ja Bekanntenkreises betrachtet wurden.

Sehen wir aber genauer zu, so entdecken wir oft in den gefühlvollsten Briefen zwischen den Zeilen, daß die tägliche Suppe auch damals mit Wasser gekocht wurde. Goethe selbst blieb es gar nicht erspart, aus der Sphäre der immer ein bißchen poetischen Empfindung in die gemeine Prosa des Lebens herniederzusteigen.

Die dichterischen Ergüsse seines Herzens muß er einem Publikum überlassen, dem das verzärtelte Herz, aus dem sie entspringen, gleichgültig ist. Er, der gefeierte Dichter, muß nicht bloß Schulden machen, um sich gedruckt zu sehen, sondern wird auch gröblich mißverstanden. Darum darf er den bürgerlichen Beruf, den er auf Wunsch und mit Hilfe des Vaters auszuüben beginnt, nicht zu gering schätzen; vielleicht muß ihm der Advokat ermöglichen, daß er Dichter bleibe. Endlich sollte er, um seinem Bedürfnis und dem Wunsche seiner Eltern zu genügen, eines dieser weiblichen Herzen, die ihm zufliegen, für die er glüht, mit denen er schwärmt, zu eigen gewinnen, um sich den Herd zu gründen, den ihm die Götter beneiden müßten. Aber der Zug seines Herzens ist zwiespältig und unsicher; und glaubt er sich entschieden, so gebieten ihm die Verhältnisse zu entsagen.

Dies sind die Voraussetzungen, Motive und allgemeinsten Züge jener Periode seines Lebens. Ohne Vollständigkeit

der Erzählung zu erstreben, heben wir aus dem anscheinenden Chaos desselben einige wichtige Verhältnisse und Erlebnisse heraus, die doch eine Entwicklung der Persönlichkeit deutlich erkennen lassen.

6.

Wir nennen zuerst ein paar Freunde und Freundinnen, mit denen Goethe in einen dauernden, mehr oder weniger intimen, doch leidenschaftslosen Verkehr trat, auch keine gemeinsamen Erlebnisse von einschneidender Bedeutung hatte: Herder, Merck, Sophie von La Roche, Johanna Fahlmer.

Mit Herder verbindet ihn von Straßburg her die Begeisterung für Volkslieder, Ossian, die Griechen, Shakespeare. Goethe rechnet, nach seiner damaligen Neigung, in den Briefen an den älteren Freund mit sich selbst als Mensch und Dichter ab; er übergibt ihm den ersten Entwurf des Götz von Berlichingen zur Beurteilung. Aber es wollte sich offenbar kein recht ersprießliches Verhältnis ergeben. Der Grund lag in Herders Herrschsucht und Eifersucht. Auf einen „Nieswurzbrief" antwortete ihm Goethe: „Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern, es treu sein. Ein freundlicher Mond der Erde. Aber das — fühlen Sie's ganz — daß ich lieber Merkur sein wollte, der letzte, der kleinste vielmehr unter siebnen, der sich mit Ihnen um Eine Sonne drehte, als der erste unter fünfen, die um den Saturn ziehen." Herder hatte also Goethe als seinen Trabanten in Anspruch genommen; und das entsprach schon damals nicht dem wirklichen Verhältnis. Als Goethe ferner in der „Gemeinschaft der Heiligen" zu Darmstadt neben „Urania" und „Lila" auch „Psyche" (Herders Braut, Karoline Flachsland) eine gefühlvolle Ode widmete, schrieb Herder eine Antwort, in der Goethe als „Götzenpriester" figurierte, der „mit frecher Hand den Namen einzwang." Goethe erwidert, daß in das Recht, seinem Mädchen melancholische Stunden zu machen, ihm kein Eingriff mehr geschehen soll. Damit

war die Sache abgetan, aber aus dem Verkehr, den Goethe lebhafter wünschte, wurde nicht viel. Goethes launige Bitte um Briefe wollte allerdings wohl von einem freundlicheren Humor aufgenommen sein, als ihn Herder besaß: „Indessen leb wohl und laß zu uns fließen aus deinem Herzen Guts und Liebs. Auch die Paulus Galle, mit der du uns zu Zeiten ankifffst, o Dechant,*) ist uns köstlicher denn Myrrhen, tut wohl wie Striegel und härin Tuch dem aus dem Bad steigenden." Der Briefwechsel kommt ins Stocken, wird aber von Herder im Januar 1775 wieder aufgenommen; und Goethe dankt dafür mit der freundlichen Wendung: „im Grund hab ich doch bisher für Dich fortgelebt, Du für mich." — Die theologischen Schriften, die Herder in jenen Jahren schrieb, haben auf Goethe einen bemerkbaren Einfluß nicht geübt. —

Herder hatte seine Braut in dem Hause des Kriegszahlmeisters Merck in Darmstadt kennen gelernt und Goethe schon in Straßburg auf diesen merkwürdigen Mann hingewiesen; die persönliche Bekanntschaft leitete Goethes späterer Schwager Schlosser ein. Merck hatte ein reges, tätiges Interesse für Literatur und bildende Kunst, später auch für Botanik, Mineralogie, Anatomie, konnte also an allen Bestrebungen Goethes Anteil nehmen; in literarischen Dingen aber war er durch seine Anlagen wesentlich auf die Kritik hingewiesen und beschränkt. Dem empfindsamen Wesen der Zeit stand er durchaus nicht fremd gegenüber. Ein zu sensibles Herz erkennt er als ein unheilvolles Geschenk des Himmels; er will lieber seinen Geist als sein Herz verkannt sehen. Über den acht Jahre jüngeren Goethe schreibt er seiner Frau, daß er beginne „ernsthaft in ihn verliebt zu werden"; „das ist ein Mensch, wie ich sehr wenige für mein Herz getroffen habe." Ebenso schreibt Goethe über seine Freundschaft mit

*) Herder wurde unter den Freunden nach seinem Lieblingsschriftsteller Swift so genannt.

ihm: „Wir bespiegeln uns ineinander und lehnen uns aneinander und teilen Freud und Langeweile auf dieser langweiligen Lebensbahn.“ Aber Merck hatte neben dem Gefühl einen scharf ausgeprägten Sinn für das Wirkliche, wurde wohl gerade durch empfindsame Gesellschaft gereizt, ihn mit beißendem Witz zum Ausdruck zu bringen, und machte so den Eindruck des schadenfrohen Störefrieds. „Vor seiner verwünschten Scharfsinnigkeit“, sagt Wieland, „schützte kein Nebel und bestand keine Täuschung.“ Er machte Goethe darauf aufmerksam, wie viel Eitelkeit und Unlauterkeit sich hinter der Freundschaftsschwärmerei verberge. Er war es, der Goethe von dem heißen Boden zu Wetzlar weglockte und wohl auch hinderte, sich durch eine Verlobung zu binden. Darum schrieb ihm Goethe, als er nach der Rückkehr von der Schweiz den Verkehr mit Lili wieder aufgenommen hatte; „ich bin wieder . . . gestrandet und möchte mir tausend Ohrfeigen geben —“ deren ihn Merck würdig befinden mochte. Dieser setzte sich's wohl zur Aufgabe, darüber zu wachen, daß Goethe seine überreichen Fähigkeiten nicht leichtsinnig verzettle. — Bald nachdem sie sich kennen gelernt, bestimmte Merck den jungen Freund, an dem lustigen, schonungslosen Krieg teilzunehmen, den er mit Herder, Schlosser u. a. in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ gegen das ewige Geltenlassen und Schöntun in der Literatur eröffnete. Das Rezensieren war allerdings wenig nach Goethes Geschmack; aber die Beratungen, in denen die kampflustigen Genossen ihr Urteil feststellten, trugen gewiß viel dazu bei, ihn über sich selbst und seine Stellung zu andern Männern und Richtungen aufzuklären.

Im Herbst 1772 fand sich auch Merck mit Goethe auf einem Rendezvous ein, das einige empfindsame Schöngeister sich in Koblenz bei Sophie von La Roche gaben, der Jugendfreundin Wielands, Gattin eines kurtrierischen Geheimen Staatsrats. Merck sagt von dieser Frau, sie könne die Maske der Gefühllosigkeit an- und ablegen, wie es ihr gefalle;

Goethe in „Dichtung und Wahrheit“: „sie schien an allem teil zu nehmen; aber im Grunde wirkte nichts auf sie.“ Andere vermuten, sie habe ihre Gäste nur benützen wollen, um für ihre Romane Reklame zu machen. Goethe schätzte sie doch so hoch, daß er mit „Mama“ in dauerndem Briefwechsel blieb. „Mama“ machte ihn wohl mit Johanna Fahlmer bekannt, der (angeheirateten) jüngeren Tante Friedrich Jakobis (später wurde sie die zweite Frau von Goethes Schwager Schlosser). Auch mit ihr hat Goethe in den folgenden Jahren viele Briefe gewechselt. Nachdem er sich mit F. H. Jacobi versöhnt und befreundet hatte (davon später), gewann sie als dessen Herzensfreundin für ihn ein neues Interesse. Einen Einfluß auf Goethe haben „Mama“ und „Tante“ nur in Personalangelegenheiten ausgeübt. Machte ihm „Mama“ einmal Vorstellungen, so ließ er sie an sich abgleiten. Aber die beiden Frauen kamen seinem immer regen Bedürfnis sich auszusprechen entgegen; die Kenntnis von Goethes Innenleben in dieser Zeit verdanken wir zum guten Teil den Briefen, die er an sie geschrieben hat.

7.

„Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern.“ Man ersieht aus diesem Bericht Goethes in „Dichtung und Wahrheit“, daß das Liebesverhältnis mit Friederike nicht nur aus, sondern tot war. Einige Monate scheint nun Goethe ziemlich frei geblieben zu sein. Eine leidenschaftliche Liebe entwickelte sich aus der Schwärmerei mit den Darmstädter Freundinnen nicht. Aber als er im Mai 1772 nach Wetzlar zog, um als Praktikant am

Reichskammergericht deutsches Zivil- und Staatsrecht zu studieren, beschäftigte ihn bald mehr als alle Prozeßformen, mehr als das dritte akademische Leben, das er dort unvermutet fand, und „leidenschaftlicher als billig" Charlotte Buff, seit 1768 die Braut des Legationssekretärs Johann Christian Kestner, den er dort ebenfalls als Freund gewann. Das kann man nach Belieben schlecht oder kindisch finden; in Wahrheit tritt gerade durch diese verrückte Liebe in das schönste Licht, wie ernst Goethe die Liebe nehmen konnte, — wo ihm Ernst angebracht schien.

Daß Goethe sich wieder dem Zuge seines leichtbeweglichen Herzens hingab, ward ihm nach den gemachten Erfahrungen dadurch erleichtert, daß das Mädchen schon verlobt war. So konnte es ja nicht für eine Werbung gelten, wenn er seinen Gefühlen unbefangen sich zu zeigen erlaubte. Wenigstens nicht, wenn das Mädchen einen reinen, redlichen Sinn hatte. Daß er darauf rechnete, hat Goethe nachträglich dem Brautpaar gestanden. Als ihm ein Freund erzählte, „wie man davon spricht", beteuerte und schwur er: „Ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Besonders zu halten. Betrügt sie mich und wäre so wie ordinär, und hätte den Kestner zum Fond ihrer Handlung, um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern, — der erste Augenblick, der mir das entdeckte; der erste, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unsrer Bekanntschaft." Und Lotte hat ihn nicht betrogen. Ihre Natur war „mehr auf ein allgemeines Wohlwollen als auf besondere Neigungen gerichtet." Zu dem erwählten Bräutigam zog sie mehr Vertrauen und Achtung als Leidenschaft. Auch mochte sie als Pflegemutter ihrer jüngeren Geschwister bereits ahnen, daß die schönste Entfaltung der Liebe nicht in dem Vorspiel verliebter Stimmungen, sondern in dem Ernst des Familienlebens liege. Kestner scheint ihr in jeder Beziehung richtig entsprochen zu haben. Er war „von der Art Menschen, die auf der Erde gedeihen und wachsen; von den gerechten Leuten und die

den Herrn fürchten.“ Seiner Braut, die er ja schon seit Jahren kannte, war er offenbar sicher, schätzte sie als Persönlichkeit, und brauchte eben deshalb nicht ängstlich abzurechnen, ob ihm auch jedes Gefühl ihres Herzens gehöre. Goethe wußte das wieder zu würdigen, und so konnte er beider aufrichtiger Freund und Verehrer werden. Man möchte beinahe vermuten, daß dem Brautpaar eine Erhöhung der Temperatur ihrer doch gesicherten Verbindung durch Goethes warme Neigung für Lotte nicht unerwünscht war. Wurde diese Neigung zur richtigen flammenden Leidenschaft, so war das und blieb das Goethes Sache. Und da er nicht versuchte, Lotte in seinen Herzenskampf hineinzuziehen, so gewährt uns dieses abnorme Verhältnis einen reinen, erhebenden Eindruck. Endlich mußte Goethe um seinetwillen abbrechen. Er tat es mit Schmerz, aber ohne Reue. Die Gesundheit des Verhältnisses der drei bewährte sich aber darin, daß es die Verheiratung Kestners mit Lotte lange überdauerte. (Die Korrespondenz mit Käthchen Schönkopf hatte Goethe mit Frau Kanne nicht fortführen wollen und können.) Sehr freundlich mutet uns auch an, daß Goethe die Neigung zu Lotte auf ihre ganze Familie, später auch auf ihre Kinder ausdehnt. Das Bedürfnis, mit ins Herz aufzunehmen, was mit der Geliebten zusammenhängt, ist charakteristisch für Goethes Lieben und unterscheidet ihn der Art nach von Menschen, die zur Sicherung ihres Besitzes, was sie lieben, aus allen andern Verbindungen herauslösen müssen. —

Es ist mehr als sonderbar, daß Goethe sofort nach dem Abschied von Wetzlar von einer neuen Neigung ergriffen wurde, die mit einer fortdauernden Schwärmerei für Lotte parallel lief (wie sie auch noch in die Zeit Lili's und Gustchens hineinragte) und ihn in recht unangenehme Verhältnisse brachte. Aber bei genauerem Zusehen bestärkt diese neue Herzensgeschichte den Eindruck von Goethes Liebesernst; ins Unerquickliche aber führte sie, weil er es

diesmal nicht mit dem verständigen, herzensguten Kestner, sondern einem eifersüchtigen Italiener zu tun bekam.

Als Goethe von Wetzlar aus zu dem artistischen und sentimentalen Kongreß bei Frau Sophie von La Roche pilgerte, zog ihn dort bald deren älteste Tochter Maximiliane mächtig an. Indem er mit der Mutter in Korrespondenz tritt, die unter der Einsamkeit leidet und nach einem Spiegel ihrer selbst vergebens seufzt, bittet er auch Mlle. Max um die Erlaubnis ihr manchmal zu schreiben; er will ihre Güte nicht mißbrauchen. Eine köstliche Nachschrift der Tochter zu einem Briefe der Mutter hat ihm diesen Wunsch nahegelegt. Ein Jahr später findet er es „gar schön," daß die „liebe Max" nach Frankfurt heiraten soll (— das 18jährige Mädchen den Handelsmann Peter Anton Brentano, Vater von 5 Kindern; die Empfindsamkeit war also kein Hindernis einer sehr nüchternen Vernunftheirat). Sehr offenherzig motiviert Goethe seine Freude hierüber in einem Brief an Elisabeth Jacobi: „Ihr Künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist, und also heysa!! wieder die Anzahl der lieben Geschöpfe vermehrt, die nichts weniger als geistig sind, wie Sie freilich vermuten mußten. Denn unter uns gesagt, weils so eine gar mißliche Sache auf der Erde mit Bekanntschaften, Freund- und Liebschaften ist, daß, meint man oft, man habs an allen vier Zipfeln, plumps reißt der Teufel ein Loch mitten drein und alles verschütt'." Nach ihrer Verheiratung (Febr. 1774) macht das Gefühl, das er für sie hat, „und worin ihr Mann nie eine Ursache zur Eifersucht finden wird," immer noch das Glück seines Lebens. „Von Ihrer Max kann ich nicht lassen", schreibt er der Mutter, „so lang ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen." Sie macht ihm zu dieser Zeit das Leben noch erträglich, „wenn anders dran was erträglich zu machen ist." Ein paar Monate später sieht er Maxe selten; „doch wenn sie mir begegnet, ist's immer eine Erscheinung des Himmels;" dann will er ihre Mutter in Frankfurt gerne

überall treffen — „einen einzigen Platz ausgenommen.“ Brentano war doch eifersüchtig geworden (wohl weniger um der Leidenschaft Goethes als um der Stimmung seiner Frau willen, die sich in ihre neue Lage nicht leicht fand und Goethes Zuspruch und Unterhaltung bedurfte); und Goethe zog es vor, sein Haus zu meiden. Die junge Frau aber wartet die Geburt ihres ersten Kindes lieber in Ehrenbreitstein bei der Mutter ab. Die Verhältnisse sind so gespannt, daß Goethe fürchtet, auch diese möchte etwas gegen ihn haben. Aber er hoffte, daß die Dazwischenkunft des Mäuschens, zu dem er Brentano Glück wünscht (März 1775), viel ändere. Denn er wünscht Max recht sehnlich zurück, daß er und sie wieder einen freundlichen Einfluß auf einander haben. Und nach ihrer Rückkehr verspricht er ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen würde, wollte er wiederkehren; und so ist er auch wieder da und bleibt bis an sein Ende, „wenn sie Gattin und Hausfrau und Mutter bleibt.“ Brentano hält ihn jetzt für harmlos oder verbirgt wenigstens seine Eifersucht. — Wie Goethe die Sache ansah und behandelte, sagt er gerade heraus in einem Brief an S. von La Roche aus der Zeit der Trennung von Max. „Glauben Sie mir, daß das Opfer, das ich Ihrer Max machte, sie nicht mehr zu sehen, werter ist als die Assiduität des feurigsten Liebhabers ... Ich will gar nicht anrechnen, was es mich gekostet hat; denn es ist ein Kapital, von dem wir beide Interessen ziehen.“ Er liebt Max mit derselben „Uneigennützigkeit“ wie vor und neben ihr Lotte. Aber diesmal trägt er die Kosten des schwierigen Verhältnisses nicht allein. Die junge Frau leidet mit ihm; und so ganz gleichgültig war es auch für Goethe nicht, daß Brentanos ehliches Glück empfindlich getrübt wurde. —

Neben der Selbstbeherrschung, die Goethe in diesen Verwicklungen zeigt, muß auch die Reinheit des Sinns, die aus allen darauf bezüglichen Briefen spricht, hervorgehoben werden. Nicht als ob Wohlgefallen, Neigung, Sehnsucht

in ihm nicht auch sinnlich begründet gewesen wären. „Denn wir sind arme sinnliche Menschen," schreibt er Kestner; „ich möchte gern wieder was für sie, von ihr [einen Kamm!] in Händen haben, ein sinnliches Zeichen, wodurch die geistliche unsichtbare Gnadengüter 2c. wies im Katechismus klingt." Aber daß ihn gerade die verbotene Frucht besonders gereizt hätte, klingt nirgends durch. Und es ist ein schöner Beweis der überwiegenden Herzlichkeit seiner Liebe, daß ihn die „geistlichen, unsichtbaren Gnadengüter" für sich allein so lange reizen konnten.

8.

Unterbrechen wir die Geschichte seines Herzens, um die Erlebnisse zu skizzieren, die der Schriftsteller Goethe in dieser Zeit hatte. Denn auf die persönlichen Verbindungen, die er weiterhin anknüpfte, war von entscheidendem Einfluß, daß er als Dichter bestimmter Art und Richtung, der schon Großes geleistet hatte und noch Größeres versprach, in der Oeffentlichkeit bekannt geworden war.

Das Vergnügen, sich gedruckt zu sehen, hat Goethe das erste Mal 1766 genossen. Die Ode auf die Höllenfahrt Christi, die er auf Verlangen entworfen, wurde von der Wochenschrift „Der Sichtbare", die in Frankfurt erschien, aufgenommen. In Leipzig hielt ihn Behrisch davon zurück, etwas drucken zu lassen; sein Publikum bestand darum aus 12 Lesern und 2 Leserinnen. Nur eine Strophe auf eine Sängerin (Corona Schröter) scheint er 1767 in eine Musikzeitung gerückt zu haben. Sodann brachten die „Hamburger Unterhaltungen" 1769 von ihm ein Neujahrslied. 1770 erschienen 20 neue Lieder, in Musik gesetzt von K. Th. Breitkopf; der Verfasser war nicht genannt. Die Lieder, zu denen ihn Friederike anregte, blieben der Oeffentlichkeit vorenthalten. Seine Beteiligung an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, in die er einige Rezensionen lieferte, war anonym.

Bis 1773 war also Goethe dem großen Publikum so gut wie unbekannt.

So kam 1773 „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Schauspiel“ heraus; ferner „Von deutscher Baukunst“, „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** (aus dem französischen)“, „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet, von einem Landgeistlichen in Schwaben“, dazu zwei Kleinigkeiten im „Wandsbecker Boten“: alles anonym; doch wurde die Anonymität nicht gewahrt, und Dr. Goethe war dem literarisch interessierten Publikum bald als Verfasser bekannt. Fernerhin brachte ihm die teilweise Anonymität nur den Schaden, daß man ihm auch fremde Dichtungen zuschrieb, bezw. Sünden zur Last legte. Wir nennen hier schon, was er in den nächsten Jahren veröffentlichte. 1774: Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. K. Fr. Bahrdt — Götter, Helden und Wieland; eine Farce — Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel: Prolog; des Künstlers Erdewallen; Jahrmarktsfest zu Plundersweilern; ein Fastnachtsspiel vom Pater Brey — Die Leiden des jungen Werthers — Clavigo, ein Trauerspiel — Beiträge im Wandsbecker Boten und im Göttinger Musenalmanach. 1775: „Erwin und Elmire, ein Schauspiel mit Gesang“, und einige Gedichte in der „Iris“ der Gebrüder Jacobi. 1776: Claudine von Villa Bella, ein Schauspiel mit Gesang; Stella, ein Schauspiel für Liebende. — Daneben lief manches, das er noch nicht veröffentlichen konnte oder mochte, bei den Freunden um (Fragmente des Faust, Prometheus; Satyros oder der vergötterte Waldteufel; Hanswursts Hochzeit u. a.); eine Farce „Das Unglück der Jacobis“ wurde wieder vernichtet.

Aber mit seinem kleinen, privaten Leserkreis hatte er doch schon Wertvolles erlebt. Die Leipziger Freunde hatten ihn veranlaßt, seine Jugendversuche den Flammen zu übergeben. Als er Götz in seiner ersten Gestalt dem Urteile

Herders unterwarf, wurde er von diesem herb zurechtgewiesen, wie ein Schüler, der den guten Rat des Lehrers mißverstanden und verkehrt angewendet hat. Merck hat ihn dafür ermuntert, die zweite Bearbeitung der Öffentlichkeit zu übergeben; — weil sie ihm dessen wert schien, natürlich, nicht bloß, weil er von weiterer Umarbeitung nichts Gutes hoffte.

Götz von Berlichingen hatte einen Erfolg, der den Verfasser mehr als befriedigen mußte. Es richtete sich auf ihn die Hoffnung, daß er ein deutscher Shakespeare werde. Über Werthers Wirkung erhielt er Nachrichten, die ihm die Zauberkraft von Lieb und Freundschaft offenbarten und ihn zu dem Glauben begeisterten: „Werther muß sein!“ Es ist nicht zu wundern, daß des jungen Autors Selbstgefühl dadurch zu einer bedenklichen Höhe geschwellt wurde. Aber es war doch auch dafür gesorgt, daß er von seiner rasch gewonnenen Popularität keine ungemischte Freude hatte.

Von Lessings ästhetischem Protest gegen Götz, moralischem Protest gegen Werther erfuhr der Verfasser allerdings schwerlich etwas; denn Lessing hatte seine Bedenken nur privatim gegen Freunde geäußert, die mit Goethes Kreis in keinem Zusammenhang standen. Was die Kritik öffentlich, z. B. im Teutschen Merkur, gegen ihn brachte, hatte nicht soviel Gewicht, daß es ihm die Stimmung ernstlich hätte verderben können. Mit Nicolais täppischer Parodie des Werther fand er sich in ein paar derben Versen ab. Auch das hat ihn nicht sehr angegriffen, daß die erste Ausgabe des Götz nicht einmal die Kosten für Druck und Papier abwarf.

Aber soviel Goethe gelesen wurde, so mußte er doch über Mangel an Verständnis klagen. An Götz interessierte das große Publikum mehr das Kostume als der Gehalt. Werther erregte sogar Kestner und Lotte Unbehagen. Es war unverkennbar, daß sie für Albert und Lotte als Modell gedient hatten; und doch mußte namentlich Kestner energisch

ablehnen, daß er Albert sei. Wurde ihm dies brieflich durch Goethe bestätigt, so half das wenig gegen die Neugier eines Publikums, das vor allem zu wissen begehrte, welche wirklichen Personen und Vorgänge in dem Romane verarbeitet seien. Er selbst wird des Ausgrabens und Sezierens seines Werthers herzlich satt. Daß ihm das „Wertherfieber“ Sorge machte, beweisen die Verse, die er auf den Titel der zweiten Auflage setzte (später wurden sie wieder gestrichen). Darin kommt er dem Geschmack des empfindsamen Publikums entgegen (und vielleicht über seine eigene Überzeugung hinaus):

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen, so geliebt zu sein —

aber er läßt dem Leser durch den Schatten Werthers auch die Warnung zugehen:

Sei ein Mann, und folge mir nicht nach.

Begreiflich ist, daß ihm die übermütigen, aber im Grunde sehr gutartigen Farcen neben dem Beifall der Freunde auch viel Kopfschütteln und manche Feindschaft zuzogen. Die Verspottung Wielands wurde ihm doch zur Verlegenheit, als er mit den Prinzen von Weimar bekannt wurde; ebenso seine Verhöhnung der Jacobis. Weil er Wieland einmal derb verspottet hatte, mußte er sich's gefallen lassen, daß ihm auch ein zweites Pamphlet zugeschrieben wurde: Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten; und die Erklärung, wodurch er deren Autorschaft ablehnte, fand nicht überall Glauben. Goethes Briefe zeigen, daß ihm solche Dinge doch manche böse Stunde machten.

Sodann vermittelte ihm seine Schriftstellerei freilich die Freundschaft mit bedeutenden Männern, die ihn in seiner Entwicklung fördern konnten. Aber auch der Verkehr mit ihnen brachte, trotz aller Herzlichkeit, ja Überschwänglichkeit, Schwierigkeiten mit sich, die ihn jetzt schon je und je bedrückten, wie sie später zu Erkaltung und Entfremdung führten. Daß er mit einigen Mitgliedern des Hainbundes,

mit Bürger und Klopstock, mit Basedow und Zimmermann in Beziehung trat, brauchen wir kaum zu erwähnen; dagegen müssen wir sein Verhältnis zu Lavater und Fritz Jacobi genauer darlegen.

Lavater, acht Jahre älter als Goethe, hatte u. a. schon „patriotische und religiöse Lieder" veröffentlicht und von 1768 bis 1772 „Aussichten in die Ewigkeit" in Briefen an Zimmermann, 1773 Predigten über das Buch Jonas. Außerdem waren von ihm 1772 zwei programmatische Aufsätze über die Idee einer Physiognomie erschienen. Von diesen Schriften hat Goethe in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1772 die „Aussichten" rezensiert. Sein Urteil ist nichts weniger als freundlich. Lavaters Plan der Ewigkeit, den er freilich für allgemein halten müsse, kann der Rezensent nur für einen spezialen, und vielleicht den spezialsten ansehen. Statt ausgegossner Ahnungen, inniger Empfindungen von Freund zu Freund, Samenblättern von Gedanken, findet er Raisonnement und Perioden; die Empfindung in Phrase so eingewickelt, daß alles zusammen auf das Herz gar keine Wirkung tut. Das ganze Buch leide daran, daß das Mehr oder Weniger, worin das Elend dieser Erde besteht, also die Relativität, in den Himmel übertragen wird. Später brachte dieselbe Zeitschrift eine Besprechung der Predigten über das Buch Jonas. Der Verfasser scheint nicht Goethe zu sein; aber wir werden schwerlich weit fehlgreifen, wenn wir das, was er sagt, auch für das Verständnis von Goethes Stellung zu Lavater benützen. Er lenkt in einen viel freundlicheren Ton ein. Lavater ist, wie jedem großen Genie, sein eigner Gang, Ausdruck, Ton, System, Kostüm zuzugestehen. Sonst freilich „müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten". Denn man glaubt in seinen Schriften „die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerei, vom Edeln und

Lächerlichen zu erblicken". Aber der Kontrast ist bloß scheinbar. Man muß bei dem Ungewöhnlichen zu sich sagen: „so denket, so spricht nur — ein Lavater." Doch hat der Rezensent ein Bedenken, das sich so leicht nicht beiseite schieben läßt: daß Lavater von einem christusleeren Christentum und einer vernunftlosen Schwärmerei spricht, ohne deutlich zu sagen, was er damit meint. — Im August 1773 sandte Goethe seinen Götz an Lavater. Was ihn dazu veranlaßte, ist nicht mehr zu erkennen. Der Dank Lavaters leitet eine Korrespondenz ein, von deren Beginn uns leider Goethes Briefe nicht erhalten sind. Lavater ist von Goethe sofort ganz hingerissen. Der Verfasser des Götz wird immer der einzige in seiner Art sein, wird immer unaussprechlich viel nützen, wird unter allen seinen Lesern keinen aufmerksamern, keinen wärmern haben als Lavater. Die Ursache dieser Begeisterung verrät sich später: Lavater hat noch keinen „so harmonischen Mitempfinder der Natur" gefunden wie Goethe. Dann offenbaren ihm die theologischen Schriften des Juristen einen „einigen Schmecker und Seher des Bibelgeistes", von dem „wir Theologen" zu lernen haben. Dazu ist Lavater nicht zu stolz; er wünscht, zitternd, glühend, mehr große Winke, ausgedachte Ahndungen seiner Seele von Goethe zu sehen; er schmachtet nach einem Christusideal von Goethes Erfindung und Hand (— das Ideal der Physiognomik ist für ihn ein Gemälde des vollkommensten Menschen oder Jesu Christi). Sein Verlangen nach Förderung erhebt sich bis zu dem Gebet:

O belebe mich und töte
Meine Schwachheit, starker Goethe!
Laß mich suchen, laß mich finden!
Gib mir Nahrung zum Empfinden,
Gib mir Licht und gib mir Wärme,
Wenn ich kalt bin, wenn ich schwärme!
Gib mir deine besten Freuden!
Hüte dich, dich von uns beiden,
Pfeningern und mir, zu scheiden!

Laß dich gläubig nur berühren —
Und wir werden lebend spüren:
Sieh uns, wenn wir zu dir nahn,
Brüderlich und segnend an! Amen.

Aber Lavater hat nicht die Freude, daß ihm Goethe mit gleicher Hitze entgegenkäme. Dieser tut ihm grausam weh, antwortet ihm kaum auf seine Fragen, zieht sich zurück. Der Grund ist nicht schwer zu sehen: Goethe hat selbst ein „christusleeres Christentum"; ja er muß dem Bruder bekennen, daß er „kein Christ" ist. Lavater ist es unbegreiflich, wie dieser einige Schmecker und Seher des Bibelgeistes zweifeln kann, daß Jesus Blut Leben der Welt sei; er fürchtet jetzt, daß Goethe in dem Pastorbrief Großmut gegen Schwache geübt habe, eine Großmut, die ihm nicht ferne von Unredlichkeit scheint; er schätzt allerdings Goethe nach seiner offenen Ablehnung des Glaubens an Christus noch höher — aber er, der Anbeter des starken Goethe, sucht den Lehrer, von dem er immer nur lernen will, sofort zu bekehren. Freilich nur, indem er, wie's dem Schüler geziemt, fragt. Diese Lehrlingsfragen jedoch sind darauf berechnet, den Meister in die Enge zu treiben, ihn vor die Wahl zu stellen, sich für oder wider — den Schüler zu entscheiden. „Was hast Du wider den Christus, dessen Name ich zu verherrlichen dürfte, noch nicht verherrliche?" „Wie kannst Eine Gottheit glauben, wenn Du nicht an Christum glaubst?" Denn für ihn gilt: „Denselben Augenblick bin ich Atheist, wenn ich kein Christ mehr bin.... Wenn Jesus Christus nicht mein Gott ist, so hab ich keinen Gott mehr und Goethe und Pfeninger und Lavater sind Träumer, nicht Brüder, nicht Kinder *eines* Vaters, nicht unsterblich. So ist Freundschaft nichts, alles Zauberspiel, keine Existenz &c."

Warum hat Goethe darauf nicht geantwortet: „*Ich* glaube nicht an Christus; also ist's mit unsrer Freundschaft freilich nichts!" Hinderte ihn daran bloß jene Großmut

gegen Schwache, die an Unredlichkeit grenzt? Oder hatte auch er von sich aus Gründe, die Verbindung mit Lavater nicht aufzugeben?

Schon diese ersten Briefe Lavaters lassen erkennen, daß Goethe in ihm doch auch einen Freund nach seinem Herzen gefunden hatte. Lavaters aufdringliche Herzlichkeit mutete Goethe, soweit sie sich nur im engeren Verkehr offenbarte, nicht so seltsam, ja widerlich an wie uns. Es charakterisiert beider Freundschaftstaumel trefflich, wenn jener schreibt: „Ich möchte mir [meine Freunde] ganz vorstellen, wie sie liegen, aufstehen, sich anziehen, schreiben, schmauchen, essen, faulenzen, phantasieren, lieben, geliebt werden, auf den Schlittschuhen schweben, — meine Briefe lesen, lachen, schweigen, zürnen, stampfen, sich frisieren, frisieren lassen u. s. w. Wissen möcht ich ihr Kabinettchen, ihre Sofas, Schlafmütze — was ich Tor alles wissen möchte — was ich für ein Kind bin!“ Ferner war die Idee, aus der Lavaters Leidenschaft für Physiognomik sich nährte, ganz auch in Goethes Sinn: „Die in den Augen aller Weisen und Toren jetzt noch lächerliche Vermutung von der allgemeinen Homogenität aller und jeder Bildungen der Natur,“ — so daß sich aus jedem Fragment eines Geschöpfs sein ganzer Charakter bestimmen lasse, wie aus jedem Kreisbogen der ganze Kreis. Aber auch ihre divergierenden religiösen Gedanken hatten den Ausgangspunkt gemein. Lavater wollte das Christentum ganz und gar in eine Herzensangelegenheit verwandeln; und für Goethe war die Religion in dieser Zeit verständlich und wert als Herzenssache. Gemein war ihnen also die Abneigung gegen den gemütslosen Rationalismus, gegen die seichte Aufklärerei. Aber das Christentum ist ja nicht natürliche, originale, freie Herzensregung; vielmehr ist der Glaube eine Beziehung zu einem äußerlich gegebenen Wort Gottes, zu der geschichtlichen Person Jesu von Nazareth. Diese Schwierigkeit überwindet Lavater durch ein „unmittelbares Christusgefühl“, dessen er sich rühmt; durch

einen „Glauben an Christus, der sich auf sinnliche Erfahrungen gründet". Darunter konnte sich Goethe nichts vorstellen. Aber verwandt fühlte er sich, auch in der Religion, mit Lavater doch.

Deshalb brach er mit dem älteren Schüler nicht, der ihn auf unverfängliche Weise in die eigene Fragestellung hineindrängen und so meistern wollte, und beendete seinerseits den Zwist über das Christentum mit einer an Pfeninger (Lavaters jüngeren Kollegen und intimen Freund) gerichteten klaren, mannhaften Erklärung (26 IV 74). „Danke dir, lieber Bruder, für deine Wärme um deines Bruders Seligkeit. Glaube mir, es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehen werden. Lieber, du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der nicht erfahren*) hat. Und von all dem ist das gerade Gegenteil in meinem Herzen ... Bin ich nicht resignierter im Begreifen und Beweisen als ihr? Hab ich nicht eben das erfahren als ihr? Ich bin vielleicht ein Tor, daß ich euch nicht den Gefallen tue, mich mit euren Worten auszudrücken**), und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimentalpsychologie meines Innersten euch darlege, daß ich ein Mensch bin und daher nicht anders sentieren kann als andre Menschen, daß das alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, daß ich die Sachen unter andern Kombinationen sentiere und drum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß. Welches aller Kontroversen Quelle ewig war und bleiben wird. — Und daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Wozu die? Brauch ich Zeugnis, daß ich bin? Zeugnis, daß ich fühle? Nur so schätz, lieb, bet ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftiget oder

*) Vgl. meine Bemerkung über die Erfahrung, S. 20.

**) Aber darin sähe ja Lavater eine Großmut, die an Unredlichkeit streift!

stärket. — Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögens Pfaffen oder Huren gesammelt und zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals. Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Macchiavell. Darf aber auch zu jedem sagen, lieber Freund, geht dir's doch wie mir! Im einzelnen sentierst du kräftig und herrlich, das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen."

Lavater kommt ihm, ohne seine Position aufgeben zu wollen, so weit entgegen, daß sie faktisch aufgegeben wäre, wenn er die Tragweite seiner Worte überschaute. „Mir ist alle Wahrheit, die die Wahrheit in mir herausschlägt — Gottes Wort. Apokryphisch? Kanonisch? Sind die Menschen rasend? Kein Mensch ist, der nicht schon reine Gottesworte geredet, Gottestaten getan habe! O weh — wenn Gottes Wort in die Bibel gekerkert ist. Die Bibel hat viel Garstiges — aber hat's die Natur nicht auch?" — Unheimlich wird ihm bei dieser Freiheit doch, und er bittet leise um Verschwiegenheit. „Zu wem sag ich's? So wahr ich lebe, zu einem Bruder — und dennoch scheinen wir so unermeßlich entfernt, daß alle Welt uns beide für Schurken und Heuchler halten würde, wüßte sie, wie wir uns schrieben."

Goethe, der diese letzten Worte sich nicht zuzueignen brauchte, scheint hierauf nicht mehr geantwortet zu haben und ging weiterhin in seinen Briefen auf eine religiöse Auseinandersetzung nicht mehr ein. Lavaters Besuch sieht er mit dem Wunsche entgegen: „Wenn ich ihm nur einige Tropfen selbständigen Gefühls einflößen kann, soll michs hoch freuen." Aus dem Briefwechsel hat er bis jetzt folgendes Urteil über ihn geschöpft: „Die beste Seele wird von dem Menschenschicksal so innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein schweifender Geist ihm die kollektive Kraft entzogen und so der besten Freude, des Wohnens in sich

selbst, beraubt hat. Es ist unglaublich, wie schwach er ist, und wie man ihm, der doch den schönsten, schlichtesten Menschenverstand hat, den ich je gefunden habe, — wie man ihm gleich Rätsel und Mysterien spricht, wenn man aus dem in sich und durch sich lebenden und wirkenden Herzen redet." Das persönliche Zusammentreffen mit dem Freund lehrt ihn, „daß man über niemand reden soll, den man nicht persönlich gesehen hat." „Er sagt so oft, daß er schwach sei, und ich habe niemand gekannt, der schönere Stärken gehabt hätte als er. In seinem Element ist er unermüdet tätig, fertig, entschlossen, und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten, und er hat noch weniger Einbildungskraft, als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in ihnen unbekannte Winkel des eigenen Herzens führt: so kann er dem Vorwurf eines Phantasten nicht entgehen." Die mündliche Aussprache erhöht doch nur die Wärme des Freundschaftsgefühls, bringt keine religiöse Verständigung. Goethe bleibt „in seinem schwärmenden Unglauben" immer er selbst.

An den frommen Konferenzen Lavaters mit den Brüdern und Schwestern nimmt er ab und zu teil und gibt seinen ironischen Beitrag zu dem salbungsvollen Gespräch*); wenn sie allein sind, erzählt er Lavater mit unverkennbarer Absicht von dem erbaulichen Leben des gottlosen Spinoza; er gibt ihm die Leiden des jungen Werther zu lesen und diktiert ihm zu sentimentalen, gottseligen Gefühlsergüssen

*) Lavaters Tagebuch vom 24. Juni 1774: „Eine Weile bei Klettenberg: allein — und mit Goethe. Von Gebetserhörungen. ‚Friede im Krieg; wenn ihr stille werdet, so wird euch geholfen,' sagte Goethe in einem recht brüderlichen Ton."

als gutes Weltkind eine derbe Nachschrift*). — Nach der Heimkehr entdeckt Lavater einen richtigen Wundertäter und hofft, die Originalbriefe von ihm und über ihn werden Goethes Unglauben überwinden. Dieser scheint darauf gar nicht erwidert zu haben. In der Hauptsache lebt der wunderliche Bruderbund von der gemeinsamen Arbeit an den physiognomischen Fragmenten. Wie er sich in schriller Dissonanz auflöst, werden wir später zu berichten haben.

Gesunder, wahrer, aber nicht gesund und wahr ist die Freundschaft mit Fritz Jacobi, die sich nach einem längeren Mißverhältnis urplötzlich gab, als Goethe auf der mit Lavater unternommenen Reise an den Niederrhein die Gelegenheit fand, den Neffen der „Tante" Johanna Fahlmer, den Gatten von „Mamachen" Betty aufzusuchen. Friedrich Heinrich Jacobi, geb. 1743, war erst Kaufmann gewesen, dann Rat an der jülich-bergischen Hofkammer zu Düsseldorf geworden. Als Knabe war er im pietistischen Sinne sehr fromm gewesen. Dann hatte er philosophische Studien getrieben, sich besonders auch mit Spinoza beschäftigt, und war zu der Überzeugung gekommen, daß das Unerweisliche (also die letzten Gründe des Seins) nur durch einen Instinkt des Gefühls ergriffen werden könne. Schriftstellerisch war er noch nicht hervorgetreten. Aber er hatte einen ausgebreiteten Verkehr mit Männern der Literatur, und hatte Wieland zur Herausgabe des „Teutschen Merkur" bestimmt, in den er 1774 selbst zwei Aufsätze schrieb. Auf den „Merkur" jedoch war Goethe sehr schlecht zu sprechen. „Das ist ein Wind und Gewäsch, daß eine Schand ist" (15. September 1773). „Der Trödelkrämer Merkurius fährt fort, seine philosophisch moralisch poetische Bijouteries, Etoffes, Dentelles etc., nicht weniger Nürnberger Puppen und Zuckerwerk an Weiber und Kinder zu verhandeln, wird alle Tage gegen seine Mitarbeiter schulmeisterlich impertinenter, putzt

*) Lavaters Tagebuch: Ems 18. Juli 1774.

sie wie Buben in Noten und Nachreden &c." Erst mußten also die Jacobis (Friedrich Heinrich und sein älterer Bruder Johann Georg) das Verdammungsurteil über den „Merkur" mit tragen: „Wieland und die Jackerls haben sich eben prostituiert" (15. September 1773). Aber wie sie eine eigene Zeitschrift für Frauen, die Iris, herauszugeben planen, kann es Goethe auch nur zu ihren Ungunsten deuten. „Die Iris ist eine kindische Entreprise und soll [J. G. Jacobi] verziehen werden, weil er Geld dabei zu schneiden denkt. Eigentlich wollen die Jackerls den Merkur ruinieren, seit sie sich mit Wieland überworfen haben. Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei. Ehedessen haben sie auf mich geschimpft wie auf einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl sein kann, ohne sie just leiden zu können" (Februar 1774). Goethe hatte wohl erfahren, daß Fr. Jacobi ihn als einen „feurigen Wolf" bezeichnet hatte, „der an honetten Leuten hinaufsprang und sie in den Kot wälzte". Daß Goethe dessen Tante und Gattin kennen lernte und mit beiden in Briefwechsel trat (Frühjahr und Herbst 1773), änderte an seiner Gesinnung nichts. Gegen Elisabeth Jacobi tat er, als hätte sie weder Mann noch Schwager: „sie würde versucht haben, uns zu vergleichen, und ich mag ihre Freundschaft nicht; sie sollen mich zwingen sie zu achten, wie ich sie jetzt verachte, und dann will und muß ich sie lieben" (15. September 1773). Im Februar 1774 war es bei weitem noch nicht so weit. „Nach Düsseldorf kann und mag ich nicht," schreibt er Sophie von La Roche, der Freundin der Jacobis. Aber J. G. Jacobi hatte Lotte Kestner Gerechtigkeit widerfahren lassen, ja mehr an ihr gefunden, als Goethe in seiner Liebe zu ihr; und er hatte sie unter die Protektrices der Iris geworben. Da war es doch recht schwer, den Zorn festzuhalten. Auch das war ja auf die Dauer unerträglich, mit der geliebten Frau und Tante eines Mannes, den man nicht leiden kann, ja verachtet, intime Briefe zu wechseln.

Also tat er, wie die Gelegenheit sich gab (Juli 1774), was ihn das einfältige Herz hieß: „nicht eingeführt, marschalliert, exkusiert; grad rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich, und ich und er! Und waren schon, eh noch ein schwesterlicher Blick drein präliminiert hatte, was wir sein sollten und konnten.“ So teilt er Betty Jacobi mit, daß „die gesperrte Schiffahrt geöffnet, Handel und Wandel im Flor“ sei. In fast wörtlicher Übereinstimmung meldet Jacobi das wichtige Ereignis an Wieland (sie waren also noch nicht zerfallen!): „Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel runter neben einander hingefallen waren, im Nu entschieden; jeder glaubte von dem andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könne; Mangel und Reichtum umarmten einander; so ward Liebe unter uns.“ Nur schade, daß wir aus gleichzeitigen Zeugnissen von Inhalt und Frucht dieser Verbindung bloß eine sehr undeutliche Vorstellung bekommen. Goethe glaubt in Jacobi alles zu umarmen, was ihm fehlt, und will ihm alles schenken, was er hat. Würden sie jetzt wieder stumm gegen einander sein, meint er, und sich nach Zeiten wieder treffen, so wär's ihnen doch, als wären sie Hand in Hand gegangen. „Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredet haben.“ Jacobi aber schreibt an Sophie von La Roche: „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann; mein Charakter wird nun erst seine eigentliche Festigkeit erhalten.“ Goethe teilt dem Freunde ein Geheimnis mit, das er den Gaffern und Schwätzern nicht offenbaren will: „Was doch alles Schreibens Anfang und Ende, ist die Reproduktion der Welt um mich durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigener Form, Manier wieder hinstellt.“ Er hofft für den Freund, daß er sich mutig entreiße der papiernen Festung Spekulations- und literarischer Herrschaft; daß ihn verdrieße des Gaffens und Schmarozens an

anderer Schöpfungsfreude, das dem Menschen alle Freude an sich selbst nimmt; daß er zu seinem Erbteil zurückkehre, säe, pflanze und begieße und sein und der seinigen genieße in herzlich wirkender Beschränkung; — dafür segnet er ihn ein. Das ist sehr schön und sehr gut; nur ist daraus nicht zu sehen, was eigentlich den Freunden gemein war. Aus „Dichtung und Wahrheit" erfahren wir, daß sie die tiefsten Anliegen des menschlichen Geistes und Gemüts durchsprachen; daß Goethe Jacobis Richtung gegen das Unerforschliche höchst willkommen und gemütlich war; daß sie ihre Gedanken über Spinoza austauschten. Aber für Jacobi war Spinoza wohl damals schon ein Atheist; für Goethe sein Wort ein Wort Gottes. Ob dies nun sofort hervorgetreten sein mag oder nicht: es war wohl mehr eine allgemeine, enthusiastische Stimmung, worin sie sich zusammenfanden, als bestimmte Anschauungen. Goethe erschien Jacobi als ein „Besessener", dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. „Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt." Auf den „sinnlichen" Goethe aber machte wohl die Schönheit, der edle und freie Anstand, die vornehme Ruhe und Sicherheit des feinen Weltmanns Jacobi einen ebenso tiefen Eindruck wie die Gedanken, die er äußerte. Wir dürfen uns daher nicht verwundern, daß der Enthusiasmus ihrer Freundschaft (vielmehr: Liebe) bald nachließ. Als Jacobi im Januar und Februar 1775 in Frankfurt weilte, waren sie allerdings noch „sehr lieb, gut und kräftig zusammen". Aber die Geistesverwandtschaft, die beide mit seliger Überraschung entdeckt hatten, reichte nicht so weit, daß Jacobi der Stella, die dem Dichter tief aus dem Herzen gesprochen und ins Herz gewachsen war, die er auch um Fritzens willen liebte, einen guten Sinn abgewinnen konnte. Ob er irreleitende Anspielungen auf seine persönlichen Verhältnisse darin sah oder allgemeine moralische Bedenken gegen

das Schauspiel für Liebende hatte, kann uns gleich gelten; Goethe fand sich jedenfalls so mißverstanden, daß er „wild“ über Fritz hätte werden mögen, dem er nie — berichtigen wir: noch nicht — „böse“ werden konnte. Wurde diesmal die Verstimmung noch gehoben, so brachten die folgenden Jahre doch eine steigende Erkältung und endlich den Bruch eines Seelenbundes, der mit so hohen Erwartungen geschlossen worden war. Später erstand er wieder mit mehr Besonnenheit und Beständigkeit.

9.

Von Goethes Freunden und Freundinnen gründeten Herder und Karoline Flachsland, Kestner und Lotte ihren Hausstand im Mai 1773; Cornelie verheiratete sich mit Schlosser im November desselben Jahres, Maximiliane La Roche mit Brentano im Beginne des folgenden. Merck, Lavater, Fritz Jacobi waren schon verheiratet, als Goethe in Verbindung mit ihnen trat. An ihrer aller häuslichen Freuden und Sorgen nahm Goethe lebhaften, innigen Anteil. Aber für sich spielte er wohl je und je mit dem Gedanken, herabzusteigen von den Höhen der Freundschaft, Liebe und Dichtung, wo die wechselnden Stimmungen wie unberechenbare Winde ihr heiteres und beschwerliches Spiel mit ihm trieben, und sich auf der wohlgegründeten, nährenden Erde häuslich niederzulassen; zu festem Entschluß wollte der Neid auf die „gemachten Leute“, die so viel besser dran sind, sich doch nicht verdichten. Man kann sich denken, daß dieses ruhelos bewegte, geschäftige und doch zweck- und ziellose Leben den Eltern Sorge machte; und so suchten sie je und je leiser oder stärker auf ihn einzuwirken.

Schon im November 1772 scheint ihm der Vater zugesetzt zu haben, daß er ernsthafter an seinen Beruf denke und wohl auch weniger Geld verbrauche. „Der Brief meines Vaters ist da,“ schreibt Goethe an Kestner; „lieber Gott,

wenn ich einmal alt werde, soll ich dann auch so werden? Soll meine Seele nicht mehr hängen an dem, was liebenswert und gut ist? Sonderbar, daß da man glauben sollte, je älter der Mensch wird, desto freier er werden sollte von dem, was irdisch und klein ist, — er wird immer irdischer und kleiner." Etwa ein Jahr später will er den Vater ganz gewähren lassen, der ihn täglich mehr in Stadt-Zivil-Verhältnisse einzuspinnen sucht. Aber seine Nachgiebigkeit hat einen Grund, den der Vater schwerlich vermutete. „So lang meine Kraft noch in mir ist!" vertraut der Sohn Freund Kestner an. „Ein Riß, und all die siebenfachen Bastseile sind entzwei." Dann schlägt ihm Kestner selbst vor, in fremde Dienste zu treten, und lockt ihn durch die Möglichkeit, ihm und Lotte näher zu kommen. Dies letztere ist schon lange ein Traum Goethes; in Frankfurt hält ihn weder Liebe, noch Hoffnung eines Amts; der Vater hätte auch nichts dagegen. Aber Goethe hat Gründe, die für ihn durchschlagend sind, den Gedanken doch abzulehnen. „Die Talente und Kräfte, die ich habe, brauche ich für mich selbst gar zu sehr; ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein . . . Und wenn auch das nicht wäre: unter all meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins. Das bißchen Theorie und Menschenverstand richten's nicht aus. Hier geht meine Praxis mit meinen Kenntnissen Hand in Hand, ich lerne jeden Tag und haudere mich weiter. Aber in einem Justizkollegio — ich habe mich von jeher gehütet, ein Spiel zu spielen, da ich der unerfahrenste am Tisch war."

Im Oktober 1774 haben ihm die Eltern eine Partie gefunden, gegen die er nichts einzuwenden hat; aber in welch seltsamem Tone schreibt er darüber an „Mama" La Roche. „Ich lag seither stumm in mich gekehrt und ahndete in meiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in mir läge, all das zu tragen, was das eherne Schicksal künftig noch

mir und den meinigen zugedacht hat; ob ich einen Fels fände, drauf eine Burg zu bauen, wohin ich im letzten Notfall mich mit meiner Habe flüchtete." Es wird nichts aus der Sache. Jedoch im neuen Jahr wird er von seinem armen Herzen in allen Anteil des Menschengeschicks, aus dem er sich kaum erst gerettet hatte, sofort wieder hineingezogen. Wir geben die wunderbare Geschichte möglichst in seinen eigenen Worten, da wir sie anders nicht anschaulich, nicht glaubhaft machen könnten.

Im Januar 1775 antwortet er auf einen namenlosen Brief von Frauenhand: „Meine Teure — ich will Ihnen keinen Namen geben; denn was sind die Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin oder ein Wort, das einen Komplex von all denen Namen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem — ich kann nicht weiter schreiben, Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu, gleich den ersten Augenblick! — Ich komme doch wieder — ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist das als Liebe! . . . Der Brief ist wieder liegen geblieben; o haben Sie Geduld mit mir. Schreiben Sie mir, und in meinen besten Stunden will ich an Sie denken. Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bin's; und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind, weiß Gott." Die Überschwänglichkeit dieser Stimmung ist gewiß nicht bloß die Wirkung des empfangenen Briefs, sondern auch der „wunderlichen Stunde", da er ihn empfing. Eine Aufklärung über die Situation gibt uns der folgende Brief an die „teure Ungenannte" (vom 13. Februar). „Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuß auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und

Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird; der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Faßnachts Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt. Aber nun gibts noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maße, auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde, was er machte? — weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinn kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben . . . Ob mir übrigens verraten worden, wer und wo Sie sind, tut nichts zur Sache. Wenn ich an Sie denke, fühle ich nichts als Gleichheit, Liebe, Nähe. Und so bleiben Sie mir, wie ich gewiß auch durch alles Schweben und Schwirren durch unveränderlich bleibe . . . diese Kußhand . . ."

Die „teure Ungenannte" war Auguste zu Stolberg, die Schwester der beiden Dichter Stolberg, mit denen Goethe Briefe wechselte und nachher in die Schweiz reiste; die

„niedliche Blondine“ Elisabeth Schönemann, „Lili“. Daß er bei jener Gleichheit, Liebe, Nähe fühlt, muß er ihr offenbar deshalb schreiben, deshalb in diesem Tone schreiben, weil er Gleichheit, Liebe, Nähe bei dieser nicht fühlt. — Wir lassen Goethe weiter reden.

An Johanna Fahlmer (März): „Ich bin ganz unerträglich. Und darum fleißig an sinnlicher Arbeit... Mit mir nimmt's kein gut Ende.“ — An Johanna Fahlmer (März): „Lili ist uns mit ihrer Mutter in einer Kutsche begegnet; ich war sehr dumm und toll.“ — An Auguste (6—10. III): „Warum soll ich Ihnen nicht schreiben, warum wieder die Feder liegen lassen?... Gott weiß, ich bin ein armer Junge... Was soll ich Ihnen sagen, da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zustand nicht ganz sagen kann, da Sie mich nicht kennen. Liebe! Liebe! Bleiben Sie mir hold. Ich wollt, ich könnt auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen!... Viel hab ich an Sie gedacht! Gedacht, daß ich für Ihre Silhouette noch nicht gedankt habe! Wie oft habe ich schon dafür gedankt... Diese rein sinnende Stirn, diese süße Festigkeit der Nase, diese liebe Lippe, dieses gewisse Kinn, der Adel des ganzen! Danke meine Liebe, danke. Heut war der Tag wunderbar. Habe gezeichnet, eine Szene geschrieben. O wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ging zugrund*).“ — An Auguste (19—25. III): „Wenn du leidest, schreib mir — ich will alles teilen — o dann laß mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte dich, verfolge mich mit deinen Briefen dann, und rette mich von mir selbst.“ — An Herder (25. III): „Es sieht aus, als wenn die Zwirnsfädchen, an denen mein Schicksal hängt, und

---

*) Hier ist Stella gemeint. Vorher hatte er Erwin und Elmire gedichtet; später schrieb er Claudine von Villa Bella; dann an Faust.

die ich schon so lange in rotierender Oscillation auf und zu trille, sich endlich knüpfen wollten. Übrigens machen mich allerlei Umstände ziemlich lahm, ohne mir doch den guten, jungen Mut zu nehmen." — An Auguste (26. IV): „Ach Gott, Ihre Brüder kommen, unsere Brüder, zu mir! Liebe Schwester, das liebe Ding, das sie Gott heißen oder wie's heißt, sorgt doch sehr für mich. Ich bin in wunderbarer Spannung und es wird mir so wohl tun, sie zu haben." — An Herder (Mai): „Mir geht's wie dir, lieber Bruder; meinen Ballen spiel' ich wider die Wand, und Federballen mit den Weibern. Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid und Freud der Erde wähnt ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen. . . . Ich tanze auf dem Drahte (Fatum congenitum genannt) mein Leben so weg. Fiat voluntäs!" — An Johanna Fahlmer (24—26. V aus Straßburg): „Soviel diesmal vom durchgebrochenen Bären, von der entlaufenen Katze! Ich habe viel, viel gesehen. Ein herrlich Buch die Welt, um gescheiter daraus zu werden, wenn's nur was hülfe." — An Johanna Fahlmer (5. VI, aus Emmendingen): „Noch, fühl' ich, ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komm' ich wieder, ist's dem Bären schlimmer als vorher. Ich weiß es wohl, ich bin ein Tor, allein drum bin ich's doch." — An Auguste (25. VII; wieder aus Frankfurt): „Ich will Ihnen schreiben, Gustchen, liebe Schwester, ob ich gleich, wäre ich jetzt bei Ihnen, schwerlich reden würde. Ich muß anfangen! Wie weit ist's nun von mir zu Ihnen. . . . Gestern Abend, Engel, hatte ich soviel Sehnen, zu Ihren Füßen zu liegen, Ihre Hände zu halten, und schlief drüber ein. . . . Ich muß noch viel herumgetrieben werden, und dann einen Augenblick an Ihrem Herzen! Das ist immer so mein Traum, meine Aussicht durch viel Leiden. Ich habe mich so oft am weiblichen Geschlecht betrogen. O Gustchen wenn ich nur einen Blick in Ihr Aug tun könnte! Ich will

schweigen. Hören Sie nicht auf, auch für mich zu sein!“ — An Auguste (3. VIII, aus Offenbach): „Gustchen! Gustchen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde, nur einen Händedruck. Ich kann Ihnen nichts sagen. Hier! Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem stroheingelegten bunten Schreibzeug — da sollten feine Briefchen ausgeschrieben werden; und diese Tränen und dieser Drang! Welche Verstimmung. O daß ich alles sagen könnte. Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe, ich! ... Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinne sog. Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange, Gustchen, und Sie so weit. Ich habe mich so oft nach Norden gewandt. Nachts auf der Terrasse am Main, ich seh' hinüber und denk' an dich! So weit! So weit! — Und dann du und ich! und alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Luft zu schreiben. ... Und doch Engel, manchmal, wenn die Not in meinem Herzen die größte ist, ruf ich aus, ruf ich dir zu: Getrost! Getrost! Ausgeduldet, und es wird werden. ... Diese Leidenschaft ist's, die uns aufblasen wird zum Brand; in dieser Not werden wir um uns greifen, und brav sein, und handeln, und gut sein, und getrieben werden, dahin, wo Ruhe-Sinn nicht reicht. ... Hundertmal wechselt's mit mir den Tag! ... Oft sind mir selbst die Züge der liebsten Freundschaft tote Buchstaben, wenn mein Herz blind ist und taub. Engel, es ist ein schrecklicher Zustand, die Sinnlosigkeit. In der Nacht tappen ist Himmel gegen Blindheit. Verzeihen Sie mir denn diese Verworrenheit und das all. Wie wohl ist mir's, daß ich so mit Ihnen reden kann; wie wohl bei dem Gedanken, sie wird dies Blatt in der Hand halten! ... Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd,

oder schweifen gegen alle vier Winde! Selig seid ihr verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagwerks göttergleich sich freuen ... Lili war verwundert, mich da zu finden; man hatte mich vermißt. Sie fragte, an wen ich schriebe. Ich sagt's ihr. ... Der Unruhige. Lassen Sie um Gotteswillen meine Briefe niemand sehen!" — An Lavater (4. VIII): „Lili grüßt dich auch. — Und mir wird Gott gnädig sein. NB. ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn, und sing' ihm Psalmen. ... Ich bin sehr aufgespannt, fast zu sagen über; doch wollt' ich, du wärst mit mir; denn da ist wohl sein in meiner Nachbarschaft." — An Merck (etwa 8. VIII): „Ich bin wieder gestrandet, und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken: nur möcht' ich wissen, ob du mir im Fall mit einigem Geld beistehen wolltest, nur zum ersten Stoß." — An Johanna Fahlmer (11. IX): „Bitte! Bitte! Sehen Sie sich in der Messe um nach was für Lili!!! ... das Neueste, Eleganteste! Sie fühlen's allein und meine Liebe dazu! Aber heilig unter uns, der Mama nichts davon!" — An Auguste (14—20. IX 75): „Heut bin ich ruhig, da liegt zwar meist eine Schlange im Grase. Hören Sie, ich hab' immer eine Ahnung, Sie werden mich retten, aus tiefer Not, kann's auch kein weiblich Geschöpf als Sie. ... Was Sie von Lili sagen, ist ganz wahr. Unglücklicherweise macht der Abstand von mir das Band nur fester, das mich an Sie zaubert. Ich kann, ich darf Ihnen nicht alles sagen. Es geht mir zu nah; ich mag keine Erinnerungen. Engel! Ihr Brief hat mir wieder in die Ohren geklungen, wie die Trompete dem eingeschlafenen Krieger. Wollte Gott Ihre Augen würden mir Ubalds Schild, und ließen mich tief mein unwürdiges Elend erkennen, und — Ja Gustchen, wir wollen das lassen — über des Menschen Herz läßt

sich nichts sagen, als mit dem Feuerblick des Moments. . . . Dein gut Wort wirkte in mir, da sprach's auf einmal in mir: sollt's nicht übermäßiger Stolz sein zu verlangen, daß dich ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte; erkenn' ich sie vielleicht auch nicht; und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser. Gustchen! . . . Gute Nacht! So! Ich sehe zurück, schon dreimal; ist's doch als wenn ich verliebt in dich wäre! und den Hut immer nähme und wieder niederlegte. Wie wollt' ich, du könntest nur acht Tage mein Herz an deinem, meinen Blick in deinem fühlen. Bei Gott, was hier vorgeht, ist unaussprechlich fein und schnell und nur dir vernehmbar. . . . Ich komme geschwind gelaufen, dir zu sagen, was mir drüben in der andern Stube durch den Kopf fuhr: Es hat mich doch kein weiblich Geschöpf so lieb wie Gustchen. . . . Heut nacht neckten mich halb fatale Träume. Heut früh beim Erwachen klangen sie nach. Doch wie ich die Sonne sah, sprang ich mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz so freundlich freundlich, und mir ward's leicht, und eine Zusicherung ward mir, daß ich gerettet werden, daß noch was aus mir werden sollte. Gutes Muts denn, Gustchen. Wir wollen einander nicht aufs ewige Leben vertrösten! Hier noch müssen wir glücklich sein, hier noch muß ich Gustgen sehn. Das einzige Mädchen, deren Herz ganz in meinem Busen schlägt. . . . Lili heut nach Tisch gesehn, in der Komödie gesehn. Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt, auch nichts geredt! Wär ich das los. O Gustchen, und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. Aber ich bleib meinem Herzen treu, und laß es gehn. Es wird — . . . Adieu. Ich bin ein armer, verirrter, verlorner — — Nachts achte, aus der Komödie, und nun die Toilette zum Ball! O Gustchen, wenn ich das Blatt zurücksehe! Welch ein Leben. Soll ich fortfahren? oder mit diesem auf ewig endigen. Und doch Liebste, wenn ich wieder so fühle, daß

mitten in dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die konvulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Komposition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird, und doch mein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold. Da laß ich's denn so gehn. Betrüge mich vielleicht selbst. Und danke Gott. Gute Nacht. Addio. Amen. 1775. — — Wieder angefangen, ob zum Zerreißen oder wie! Genug, ich fange an. Auf dem Ball bis sechs heut früh, nur zwei Menuetts getanzt, Gesellschaft gehalten einem süßen Mädchen, die einen Husten hatte — Wenn ich dir mein gegenwärtig Verhältnis zu mehr recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte! wenn ich dir lebhaft! Nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht, du hieltest's nicht aus. Ich auch nicht, wenn alles auf einmal stürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken ließ. Jetzt ist's bald achte nachts. Hab geschlafen bis 1, gegessen, etwas besorgt, mich angezogen, den Prinzen von Meinungen mich dargestellt, ums Tor gangen, in die Komödie. Lili sieben Worte gesagt. Und nun hier. Addio."

Wir atmen erleichtert auf, wenn wir erst Andeutungen, dann die bestimmte Mitteilung vernehmen: „Ich gehe nach Weimar." Die sieben Worte an Lili waren wohl die letzten. Über Auguste haben wir aus diesen Tagen, an ihre Brüder gerichtet, das seltsame Wort: „Gustchen ist ein Engel. Hols der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist." In dem Tagebuch seiner Reise nach Weimar richtet er an beide in unmittelbarer Folge Worte des Abschieds: „Lili Adieu. Lili zum zweitenmal! Das erstemal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsre Rollen ausspielen. Mir ist in

dem Augenblick weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht! — Adieu. — Und du! wie soll ich dich nennen, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst du heißen! — Wie nehm' ich Abschied von dir? — Getrost! denn noch ist es Zeit! — Noch die höchste Zeit — Einige Tage später — und schon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger, unschuldiger Schuld zu winden . . . Und das weitere steht bei dem lieben Ding, das den Plan zu meiner Reise gemacht hat."

So sah „die Anmut jenes Unglücks", das der Greis nicht mehr ganz nachfühlen konnte, vielleicht auch nicht vollständig beschreiben wollte (Auguste zu Stolberg wird in „Dichtung und Wahrheit" nicht genannt) von der Nähe aus! Eine Aufregung aber, wie sie die Briefe dieser Zeit durchtobt, erklärt sich nicht aus äußeren Schwierigkeiten, gegen die Goethes Liebe zu Lili zu kämpfen hatte (daß die beiderseitigen Familien in kein richtiges Verhältnis zueinander kommen konnten; daß speziell Vater Goethe eine Abneigung gegen die „Staatsdame" Lili hatte); auch nicht aus dem Verdruß Goethes über die Onkelsmanieren der Handelsfreunde des Schönemannschen Hauses, denen Lili auch die Wange zum Kuß nicht versagen durfte; auch nicht aus der allgemeinen, unbestimmten Abneigung des Dichters, sich in feste Verhältnisse zu binden. Denn das alles hätte Goethe *sagen* können; die Hauptsache aber kann er der teuren Unbekannten nicht sagen. Was ist diese unsagbare Hauptsache? Nichts anderes als die Doppelliebe Goethes zu Lili und Auguste. Jene hatte ihn durch den Zauber ihrer Erscheinung gefesselt; aber in seinem tiefsten Wesen sah er sich von ihr nicht verstanden. Diese hatte ihn so lieb wie kein ander weiblich Geschöpf und war das einzige Mädchen, deren Herz ganz in seinem Busen schlug; und soweit er ihre Erscheinung sich aus der Ferne vorstellen konnte, durfte ihr Adel den Vergleich mit der Niedlichkeit seiner Blondine nicht scheuen.

Da wir eine solche Doppelliebe durchaus nicht für etwas Unmenschliches halten (sie möchte häufiger vorkommen, als man gerne denkt), soll uns auch Goethes Doppelliebe nicht hindern, ihn ernst zu nehmen — wie wir's tun müssen, wenn wir von ihm eine Beihilfe zum Verständnis des Lebens erwarten. Im Gegenteil! Wer nicht in ungewöhnliche Schicksale hineingezogen wurde, hat weder Trieb noch Fähigkeit, das allgemeine Menschenleben zu verstehen. Es beweist aber jede Zeile aus den Briefen, die wir im Auszug mitteilten, daß Goethes Doppelliebe nicht die frivole Laune eines verzogenen Jungen war, sondern das notwendige Produkt seiner Natur in sein Verhängnis.

Zweites Kapitel.

Die Dichtungen.

1.

Die Dichtungen des jungen Goethe sind, wie er an Auguste zu Stolberg schreibt, die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens. Doch hat er damit deren Verhältnis zu sich noch zu äußerlich dargestellt. Daß er seine Freuden und Leiden in Gedichten aufbewahrte, ist nicht eine Nebenbeschäftigung von ihm, sondern ein Stück, ja die ganze zweite Hälfte seines Lebens. Sein Dichten ist teils die notwendige Entladung des seelenvollen Busens, teils eine instinktive Notwehr gegen den Druck der Verhältnisse. („O, wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ginge zugrund.") Darum machen auch seine besten Produktionen den Eindruck der „Besessenheit", wie ihn der Mensch Goethe in seinen besten, d. h. bewegtesten, erregtesten Stunden machte. Wir können Jacobis Urteil über sein Denken und Handeln mit leichter Aenderung auf sein Dichten übertragen: es ist ihm fast in keinem Falle gestattet, willkürlich zu dichten; man braucht ihn nur eine Stunde zu hören, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders dichten soll, als er wirklich dichtet. In seinen schönsten Liedern scheint sich wirklich nur (um Kierkegaards Worte zu gebrauchen) die tiefe Bewegung des Herzens, indem sie über die Lippen strömt, in Musik zu verwandeln; nichts erinnert

uns an eine dazwischentretende Erwägung des Dichters, was er sagen, wie er's sagen solle. Führt er uns in Roman und Drama Personen in eigentümlichen Stellungen und Stimmungen vor, so gelingt es ihm in seinen besten Momenten (die nicht eben selten sind), uns unmittelbar sehen und hören zu lassen, was er sieht und hört. Dann regt uns nichts zu der Frage an: warum wird der und das so dargestellt? Es ist eben alles so, wie es ist. — So hat sich an Goethe erfüllt, was er, hoffend und wünschend, daß es ihm werde, in einem Brief an Herder als Lesefrucht notiert (Juli 1772): „Wenn Schönheit und Größe sich mehr in dein Gefühl webt, wirst du Gutes und Schönes tun, reden und schreiben, ohne daß du weißt, warum."

Goethes Dichtungen sind aber doch nicht ein bloßer Abklatsch, sondern ein Niederschlag seines Lebens, der durch besondere, hinzutretende Geistestätigkeit bewirkt ist. Sonst könnten wir sie dem Aesthetiker zur Erläuterung und Würdigung überlassen und brauchten sie nicht neben dem Leben selbst zum Verständnis seiner Lebensanschauung zu verwerten. Das Herz allein und die artikulierte Sprache machen den Dichter nicht; er bedarf auch der beweglichen, schauenden, bildenden Phantasie. Das Erlebnis wird mit der Phantasie aufgefaßt, von ihr verarbeitet, mit ihren Mitteln ausgedrückt (alles Bewegungen, die sich mit der „Besessenheit" recht gut vertragen). Dadurch erleidet es gewisse Veränderungen, die wir betrachten müssen, um die Dichtung und den Dichter nicht falsch zu verstehen.

Erstens. Es wird niemals bloß von den Lippen des Dichters der schmerzliche Aufschrei, das frohe Aufjubeln des Herzens in eine schöne Musik verwandelt; vielmehr wird das wirkliche Gefühl, indem es die Phantasie des Dichters durchläuft, immer zugleich vereinfacht und verallgemeinert. Als wirkliche Menschen haben wir nie ganz einfache Gefühle, Stimmungen. Das wirkliche Erlebnis erschüttert immer das ganze System der Empfindungen; dann schwirren

diese durcheinander; wir lieben und hassen, leiden und freuen uns zugleich; und die Art, wie sich die Empfindungen auslösen und mischen, macht die private Besonderheit des einzelnen, die von dem andern nur schwer verstanden und nachempfunden werden kann. Sind wir einmal ganz und ausschließlich von Liebe oder Haß, Freude oder Leid hingerissen und erfüllt, so stehen wir gewiß nicht auf dem Boden der Wirklichkeit, sondern bewegen uns in einer erträumten Welt, in „unserer“ Welt. Darum können wir auch die Bewegungen, die wir in solchen reinen Stimmungen begonnen haben, im wirklichen Leben selten fortsetzen und vollenden. Auch der Dichter empfindet mit der Reinheit und typischen Allgemeinheit, die uns an ihm entzückt, nur in der Phantasie. Darf diese aber nach den Gesetzen ihrer Natur arbeiten, ohne daß der Dichter als gemein-wirklicher Mensch dazwischentritt und ihr vorschreibt, was und wie sie arbeiten soll, so wird sie nicht eine bloß mitklingende Nebenstimmung, sondern nur seine derzeitige Grundstimmung ergreifen, erhöhen und als seine ausschließliche Stimmung aussprechen. Dann läßt sich ihr Werk doch für die Erkenntnis von des Dichters wirklichem Leben verwerten. In dieser glücklichen Lage sind wir bei dem jungen Goethe in den meisten Fällen.

Zweitens. Der Dichter kann die Gestalten, die er uns vorführt, nur aus sich schöpfen. Was er an andern beobachtet, muß er doch mit seiner Empfindung beseelen; ist es ihm so fremd, daß ihm dies unmöglich ist, so kann er das Beobachtete auch nicht dichterisch verwerten. Aber die Phantasie des Menschen bindet sich nicht an das, was aus ihm wirklich wurde, sagt ihm nicht bloß und sicher voraus, was aus ihm wirklich werden wird, sondern liebt es, mit den Möglichkeiten, die in ihm liegen, zu spielen. Sie malt ihm aus, was er einst hätte tun können und was alles daraus gefolgt wäre, wie wenn er nicht schon alles getan, entschieden hätte; sie läßt ihn zukünftige Entschließungen jetzt

durchkämpfen, auch wenn noch ganz unsicher ist, ob er je in den Fall kommen wird, sie vollziehen zu müssen; sie kann sogar die wirkliche, gegenwärtige Empfindung in einen Traum verwandeln, in eine Möglichkeit, so daß uns z. B. im Kummer bald zu unserer Erleichterung einfällt, es sei ja nicht so schlimm, wie wir „in Gedanken" empfanden, bald zu unserem Schrecken, wir seien wirklich so übel dran, wie wir träumen. Auch die Hauptstimmung, die der Dichter in lyrischer Begeisterung expektoriert, wird von seiner Phantasie ihm und uns als Möglichkeit durch- und vorgespielt. Im günstigen Moment aber kann jede Nebenstimmung die Phantasie anreizen, sie durchzuspielen, zu einer besonderen Figur zu verdichten und zu ergänzen. So hat Goethe aus sich Liebhaber in allen Gestalten geschöpft: sinnliche und übersinnliche, starke und schwache, spielende und ernste. So hat er eine Menge von Menschen mit anderen Interessen geschaffen, wenn auch infolge äußerer Anregung, so doch aus sich. Alle zusammen stellen den Umfang der ihm verständlichen Welt dar. Verstehen können wir die Welt ja nur als Verwirklichung der Möglichkeiten, die in uns selbst liegen. Daß aber der Dichter diese Möglichkeiten in sich trägt, gehört zu seinem wirklichen Wesen und muß zum Verständnis seiner Persönlichkeit verwendet werden.

Drittens. Indem nun der Dichter die Möglichkeiten, die in ihm liegen, aus sich heraussetzt, gewinnt er Raum, zu ihnen Stellung zu nehmen. Dies führt häufig zu dem Resultat, daß er sein Geschöpf sich in einer Richtung entwickeln läßt, die er in seinem wirklichen Leben nicht einschlagen kann und will. Entweder wird das Gefühl, das er in einer Gestalt verkörperte, in ihm durch die Objektivierung so erkältet, daß es ihn nicht mehr bestimmen kann; oder erkennt er, daß das betreffende Gefühl mit den Gesetzen des Weltlaufs in unversöhnlichem Widerspruch steht, er also im Interesse der Selbsterhaltung sich seiner erwehren muß. Ob nun diese oder jene Erklärung gerade zutreffe:

jedenfalls ist es für das Verständnis des Dichters von größter Wichtigkeit, wo er in seinem eigenen Leben von dem Weg seiner Geschöpfe abbiegt. Wir können daraus die Macht abschätzen, die sein Gefühl über ihn hat, und die Art und Gewalt des Eindrucks, den ihm die Wirklichkeit macht; wir sehen daraus, wie er sich mit seiner inneren Welt in die äußere Welt einordnet. — Goethe ist Werther, nur daß er sich nicht wie Werther erschießt; Goethe ist ein Clavigo, der unter dem Schmerz über den Schmerz der verlassenen Geliebten nicht zugrunde geht; Goethe ist der Fernando der Stella, hat aber sein Verhältnis zu den Frauen, die er an sich zog, doch etwas anders eingerichtet als dieser. Für Goethes wirkliche Lebensanschauung ist es von entscheidender Bedeutung, warum er kein richtiger Werther, Clavigo, Fernando wurde.

Unserem Zwecke entspricht es nicht, daß wir die Dichtungen dieser Periode Goethes in ihrer zeitlichen Folge nacheinander durchsprechen; wir müssen sie nach sachlichen Gründen ordnen, auch zerschneiden und zusammenfassen. Einiges, das ein ganz theoretisches Gepräge trägt, sparen wir für das dritte Kapitel auf*).

2.

Goethe war in dieser Zeit ganz überwiegend Dichter der Liebe. Die meisten Lieder sprechen Liebesstimmungen aus; Liebeskonflikte füllen die meisten Dramen und den einzigen Roman: Die Laune des Verliebten, Werther, Clavigo, Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella, Stella. Im Götz

*) Der folgenden Besprechung der Dichtungen ist deren älteste Form zugrunde gelegt nach „Der junge Goethe ... herausgegeben von S. Hirzel", Leipzig 1887. Das Büchlein „Annette" findet sich in der Weimarer Ausgabe der Werke, erste Abteilung, Band 37. Prometheus ist nach Band 39 derselben Ausgabe zitiert. Von Faust kommt für uns natürlich nur der „Urfaust" in Betracht, den Erich Schmidt herausgegeben hat.

und Faust dient die Liebe der Veranschaulichung allgemeinerer Gedanken; auch in dem Lustspiel „Die Mitschuldigen" und den Farcen wird sie mit mehr und weniger Ernst und Laune verwertet. Ob der Dichter in Mahomet, Prometheus, dem ewigen Juden das Motiv der Liebe gar nicht verwenden wollte, wissen wir nicht. Bei diesem Sachverhalt bedarf es keiner weiteren Begründung, daß wir uns zuerst die Frage vorlegen, wie der Dichter die Liebe erlebt.

Auch Goethe ist nicht als Meister vom Himmel gefallen. Der Leipziger Student ist von Vorbildern abhängig, besonders von den Anakreontikern und von Wieland; und zwar nicht bloß in der Form seiner Dichtungen, sondern auch in deren Gehalt, in seiner Auffassung der Liebe. Trotzdem hätte er gewiß nicht mit Lessing über seine Lieder schreiben können: „Man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindung im geringsten damit harmoniere." Er spricht wenig erlebte Empfindung aus, sondern tändelt mit angelesenen, anempfundenen Gefühlen und Gedanken. Aber daß er so tändelt, läßt doch den Pulsschlag eines gewissen sachlichen Interesses durchfühlen. Die Liebe ist ihm durchaus sinnliche Erregung, sinnlicher Genuß, der als verbotener um so pikanter ist. Die weibliche Tugend, die der Verlockung widersteht, wird gerühmt, weil das die Gelegenheit gibt, die gefährliche Situation auszumalen. Des Dichters Begriff von Tugend ist nicht sehr hoch; sein Glaube an ihre Kraft schwach. Übrigens ist er nicht sowohl sinnlich, als vielmehr neugierig: das ist das treibende Interesse in den Gedichten des Büchleins „Annette", in den zwanzig „neuen Liedern", die 1770 gedruckt wurden. Der Dichter schleicht sich mit seinem Amor in das Brautgemach und hält sich schalkhaft und bescheiden die Augen zu — doch so, daß er zwischen den Fingern noch durchsehen kann. Das Liebesspiel ist ihm höchst interessant, namentlich, wenn es kritisch wird. Diesen Eindruck macht auch der Dichter der „Mitschuldigen". Eher glauben wir

dem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten“, daß es der Erregung und Not eigener Liebe sein Dasein verdanke; nur ist diese Liebe ohne Gehalt.

In den Liedern an Friederike zeigt die Liebe eine neue Art, die sie nicht nur in den späteren Liedern behält, sondern auch im Werther und den Dramen hat, wo der Dichter die Liebe sich lyrisch ergießen läßt. Die Unmittelbarkeit, Innigkeit und Kraft des Tones läßt (nach einer anfänglichen Unsicherheit) immer weniger einen Zweifel, daß ein Liebender seine Liebe singt, wie sie eben ist, ohne künstliche Steigerung des Gefühls, ohne geistreiche Pointierung des Ausdrucks. Diese Liebe nun ist „das Neigen von Herzen zu Herzen“. Das Herz möchte

gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur
Und, vertrauend, zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Das Unglück der Liebe ist, sein dargebotenes Herz verschmäht zu sehen:

Sein ganzes Herz dahin zu geben
Und, Götter, so verachtet sein!
Das untergräbt das innre Leben,
Das ist die tiefste Höllenpein.

Sünde und Schuld ist es, durch Sprödetun ein redlich liebendes Herz zu quälen.

Ich vernahm sein stummes Fleh'n,
Und ich konnt ihn zehren seh'n,
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm keinen holden Blick —

bekennt Elmire, die Erwin obige Klage auspreßte, und fühlt sich dabei als arme Sünderin, als die Schuldigste der Welt. Der sinnliche Untergrund der Liebe bleibt im allgemeinen unter der Schwelle des Bewußtseins; spricht sich sinnliche Erregung aus, so tut sie's kräftig und wahr:

Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rings vergißt,
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weiblich eins geküßt:
Das lauft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh,
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh.

Gretchen darf gestehen:

Mein Schoß! Gott! drängt
Sich nach ihm hin.
Ach dürft ich fassen
Und halten ihn,
Und küssen ihn,
Soviel ich wollt!
An seinen Küssen
Vergehen sollt!

Das Kokettieren mit der Tugend ist abgetan. Dafür tritt öfter eine religiöse Stimmung ein:

Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch Morgen sein wie Heute
Und lehr mich ihrer würdig sein.

Doch wird der Gedanke noch nicht lyrisch verwertet, daß die Geliebte dem Liebenden ein Gewinn, eine Förderung in seiner Entwicklung werden könnte: Auguste zu Stolberg, von der Goethe doch hoffte und wünschte, daß sie ihn vor sich selbst rette, hat ihn zu keinem Gedicht begeistert. Die Liebe ist und bleibt also ganz Gefühl. Als solches wird sie im Feuerblick des Moments ihrer Unbedingtheit gewiß und schöpft daraus die Kraft, sich mit zweifelloser Sicherheit auszusprechen. Vor- und rückwärts zu denken hat sie kein Bedürfnis, eher eine Abneigung.

Dies die Hauptstimmung des Dichters. Sie verbindet Weislingen und Maria, Erwin und Elmire, Pedro und Claudine; sie beseelt zuerst Werther und ist als ursprüngliche Stimmung in Clavigo und Fernando vorauszusetzen. Goethes

Leben, wie wir es kennen gelernt haben, berechtigt uns zu der Vermutung, daß er damals in dieser Art selbst und wirklich liebte. Aber er trug doch noch andere Arten von Liebe als Möglichkeit in sich. In Götz und Elisabeth, in Madame Sommer (Cecilie) stellt er eine Liebe dar, die nicht bloß Gefühl, sondern Gemüt und Charakter geworden ist, die sich opfern, entsagen gelernt hat. Andrerseits kennt er eine „Liebe", die nur sinnliches Verlangen ist. In Franz entzündet Adelheidens*) Schönheit eine rein sinnliche Glut; Hanswurst hat an seiner Hochzeit kein Interesse als das der Befriedigung des Geschlechtstriebs; Satyros ist die geistlich maskierte Geilheit. Liebende ganz besonderer Art sind endlich Fernando, Crugantino und Faust, deren Charakteristik wir einer speziellen Besprechung vorbehalten wollen.

Kehren wir zurück zu der erotischen Grundempfindung des Dichters, um uns von da aus durch ihn tiefer in das Verständnis des Herzens einführen zu lassen.

Die Liebe ist das „Neigen von Herzen zu Herzen". Als solches könnte sie noch bloßes, leeres Spiel sein, das sich nur rhythmisch wiederholte, aus dem nichts folgte. Aber in dem Neigen des Herzens zum Herzen soll offenbar stattfinden das „Überfließen in das Mitempfinden einer Kreatur". Das gibt der Liebe Gehalt, Ernst; das offenbart uns die Bedingungen und das Wesen der Liebe. Überfließen lassen kann das Herz nur eine Empfindung, die es vor der Liebe, in der Liebe für sich hat. Die Liebe setzt ein „eigen Herz" voraus. Ferner entspricht dem Überfließen natürlich auch ein Überflossen-werden. Die Liebe ist Geben und Empfangen, Zeugung und Empfängnis; das „Neigen von Herzen zu

*) Adelheid selbst wird nur in der ersten Bearbeitung des Götz von Liebesleidenschaft ergriffen. Sickingen wird von ihr geliebt als der wirkliche, der starke Mann. In der zweiten Bearbeitung kann sie, selbst unbewegt, ihre Reize als Mittel zur Durchsetzung ihrer Herrschsucht frei benutzen. Sie gehört also nicht unter die Repräsentanten der Liebe.

Herzen" nur die den Austausch des Lebens begleitende Empfindung. Endlich aber hat das Liebesverhältnis, worin die Herzen ineinander überfließen, nur die Bedeutung, daß es einem allgemeineren, ins Unbestimmte schweifenden Verlangen des Herzens die Gelegenheit gibt, sich auf einen Punkt zu konzentrieren, momentan zu befriedigen. Dieser allgemeine Liebestrieb existiert auch außerhalb des einzelnen Liebesverhältnisses für sich, und ist die bewegende Kraft menschlichen Lebens.

Er offenbart sich erstens in der Sehnsucht, die unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens, zur Befruchtung der eigenen Existenz, in sich aufzunehmen:

Wo faß ich dich, unendliche Natur!
Euch Brüste, wo! Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt,
Ihr quellt, ihr drängt; und schmacht ich so vergebens!

Er entflammt das Herz zu dem Wunsche nach Vereinigung mit dem geheimnisvollen Ursprung der Herrlichkeit des Daseins, unter deren Gewalt das Herz erliegen möchte:

Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!
Daß ich dich fassen möcht
In diesen Arm!

— — — — — — — — —

Hinauf! Hinauf strebts.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In eurem Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!

Eros bemächtigt sich auch des Denkens und erregt in dem Menschengeiste einen verzehrenden Durst nach Erkenntnis. Faust ergibt sich der Magie:

Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimnis würde kund,
— — — — — — — — — — —
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkungskraft und Samen . . .

Er wünscht, daß Natur zu ihm spreche, „wie spricht ein Geist zum andern Geist."

Die heilige Glut des Herzens ist ferner Drang und Kraft zu schaffen. Sie treibt Prometheus, Menschen zu schaffen:

Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, weinen,
Genießen und zu freuen sich
— — — — — — — — —
Wie ich —

also Kreaturen, in deren Mitempfinden sein Empfinden überfließen kann. Daß seine Kinder arbeitsam und faul, grausam und milde, freigebig und geizig sind, verdirbt ihm die Freude an ihnen nicht: es ist ihre Art so, zu gleichen den Tieren und den Göttern. Der Schaffensfreude des Herzens dient auch der natürlich-sinnliche Trieb. Daß er eine Nachkommenschaft von edlen, tapfern Söhnen habe, war der herzliche Wunsch des edeln, tapfern Götz. Aber die schaffende Kraft des Herzens greift noch weiter um sich. Ihr verdanken wir alle ersprießliche soziale Ordnung. Das Herz treibt Prometheus, dem Bedrängten zu helfen. Das Ideal des getreuherzigen Götz ist, daß der Fürst in sich und seinen Untertanen glücklich sei; daß jeder einen edeln, freien Nachbar neben sich sehen kann, ihn weder fürchtet noch beneidet, sich vielmehr freut, seinesgleichen um sich zu haben; daß

jeder das Seinige erhält und in sich selbst vermehrt und nicht den Nachbar verderbt, um sich zu fühlen. Dächten alle so: wie herrlich müßte das Leben sein!

Das lebensfreudige Herz ist endlich das Organ für den künstlerischen Genuß, die treibende Kraft im künstlerischen Schaffen. Tritt der Dichter in die Galerie voll Menschenglut und Geistes, so zerreißt es ihm das Herz, sein Busen wird so voll und bang, in süße Liebesbande geschlagen wirft er sich in ein Eckchen. Dem Kenner und Liebhaber widmet er den Vers:

Was frommt die glühende Natur
An deinem Busen dir?
Was hilft dich das Gebildete
Der Kunst rings um dich her?
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Merck wünscht und rät er:

Geb Gott dir Lieb zu deinem Pantoffel,
Ehr jede krüppliche Kartoffel,
Erkenne jedes Dings Gestalt,
Sein Leid und Freud, Ruh und Gewalt,
Und fühle, wie die ganze Welt
Der große Himmel zusammenhält:
Dann du ein Zeichner und Kolorist,
Haltungs und Ausdrucks Meister bist.

Was will der Künstler eigentlich? Er verrät es uns in seiner Schaffensnot:

O ratet! helft mir!
Daß ich mich vollende!
Wo ist der Urquell der Natur,
Daraus ich schöpfend
Himmel fühl und Leben
In die Fingerspitzen hervor!
Daß ich mit Göttersinn

Und Menschenhand
Vermög zu bilden,
Was bei meinem Weib
Ich animalisch kann und muß.

Das Herz ist die treibende Kraft in allem, was schön, gut, groß ist. Das große Herz macht den Denker, den Künstler, den Fürsten. Die elementarste Regung des Herzens aber und das Symbol jeder andern ist der Zug der Geschlechter zu einander. Der Dichter ist in dieser Zeit Erotiker durch und durch; Eros ist ihm die älteste und mächtigste Gottheit.

3.

Was aber der Dichter von dem Erdenwallen der Liebe zu erzählen weiß, ist zu allermeist eine Leidensgeschichte. Die Liebe ist nicht bloß ein „Glück ohne Ruh", das durch seine Aufregung schon an Schmerz grenzen könnte, sondern hat auch immer mit leichteren und schwereren, äußeren und inneren Schwierigkeiten zu kämpfen, und oft reibt die Qual des Kampfes das liebende Herz auf. Ein ganz äußerliches Hindernis des Liebesglücks wird in „des jungen Werthers Leiden" verwertet: daß das geliebte Mädchen, das auch die Liebe wohl erwidern könnte, schon gebunden ist. Wo äußere Hindernisse nicht vorhanden sind, fällt es doch den Liebenden schwer, sich zu verständigen (Erwin und Elmire), sich zu vertragen (Eridon und Amine). Der liebenden Frau Unglück ist die Wankelmütigkeit des Manns: Götzens Schwester Maria wird von Weislingen (in der ersten Bearbeitung des „Götz" auch von Sickingen) verlassen; Marie von Beaumarchais wird von Clavigo verlassen; Cecilie wird von Fernando nach mehrjähriger Ehe verlassen; Stella von demselben Fernando entführt und nach mehrjährigem Zusammenleben verlassen; Gretchen wird von Faust verführt und verlassen; Crugantino betrügt und verführt mehr Mädchen, als ein andrer kennt. Diesen ungetreuen Männern

steht (wenn wir „die Mitschuldigen“ in diesem Zusammenhange übergehen) nur eine treulose Frau gegenüber: Adelheid von Walldorf. Aber die unzuverlässigen Männer sind weniger schlecht als unglücklich. Sie werden von ihren Sinnen verführt; die Liebe zum Weib wird geschwächt, erdrückt durch das Verlangen nach Erfolg, nach Ruhm, durch eine ins Unendliche schweifende, unersättliche Sehnsucht. Daß der Dichter die Motive zu diesen bösen Geschichten dem eigenen Leben entnommen hat, liegt in einigen Fällen (Die Laune des Verliebten, Werther, Clavigo, Erwin und Elmire, Stella) auf der Hand. Doch liegt für uns wenig daran, dies im einzelnen nachzuweisen. Haben wir in unserer Analyse des dichterischen Schaffens nicht ganz fehlgegriffen, so sind solche Untersuchungen, sowie sie ins Detail gehen, überhaupt unzuläßig und irreführend: weil der Dichter schon das Erlebnis, aus dem heraus er dichtet, nicht als bloßer Beobachter, sondern zugleich mit der Phantasie erlebt hat*). Uns beschäftigt ausschließlich, was der Dichter aus den Konflikten herausbringt, die er aus dem Leben aufnimmt und in seiner Phantasie weiterspinnt; und deshalb haben wir mehr als auf den Anlaß seiner Dichtungen darauf zu achten, daß und warum er die Schwierigkeit in seinem Leben anders löst als in der Poesie.

Am einfachsten ist die Situation in dem Schauspiel mit Gesang „Erwin und Elmire“, das man auch die „Laune der Verliebten“ betiteln könnte. Elmire erwidert Erwins Liebe, aber sie hat die grundlose Laune, ihn durch scheinbare Gleichgültigkeit zu quälen. Erwin zieht sich verstimmt in die Einsamkeit zurück; Elmire glaubt ihn ins Unglück und in den Tod getrieben zu haben. Da ist es für Bernardo, ihren Sprachlehrer, ein Leichtes, die Liebe aus ihr herauszulocken. Er verschafft Erwin die Gelegenheit, ihre Reue, ihre Liebe zu sehen. (Ähnlich wird auch Clau-

*) Man vergleiche hierzu die S. 139 Anm. angezogenen Stellen aus Briefen Goethes.

dine durch die Angst um das Leben des heimlich geliebten Pedro aus ihrer schamhaften Zurückhaltung herausgelockt). — In der Prosa des Lebens erwies es sich als ein recht zweifelhafter Dienst, daß man Elisabeth Schönemann und J. W. Goethe die Gelegenheit schaffte, sich bindend zu erklären.

In dem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten“ sind Eridon und Amine schon ein erklärtes Liebespaar; und wir sollen ihnen glauben, daß sie sich zärtlich lieben. Aber sie machen sich durch Eifersucht ihre Liebe zur Qual. Neben ihnen steht ein anderes Liebespaar, Lamon und Egle, dessen Liebe die Zärtlichkeit jener Eifersüchtigen nicht erreicht, das aber in gegenseitiger Nachsicht heiter dahinlebt. Egle verlockt Eridon, sie zu küssen, lehrt ihn dadurch verstehen, wie unschuldig eine solche Liebkosung ist, belehrt auch Amine, daß Eridon trotz dieser Untreue ihr treu ist, und heilt so beide von der Eifersucht. — Der etwa 19jährige Dichter unterscheidet hier ganz richtig eine Liebe, die das Leben zerstören muß, weil sie in jeder Freude, die dem Geliebten aus andrer Quelle zufließt, eine Beeinträchtigung ihres einzigen Wertes sieht; und eine Liebe, die dem Geliebten auch Quellen der Freude außer ihr gönnt und wünscht. In Stella ist dieser Gedanke mit schmerzlicher Vertiefung wieder aufgenommen. — Die Wirklichkeit des Lebens zeigte, daß dieser weise junge Dichter, nachdem er sich in den nächsten Jahren des Rechts auf Eifersucht gründlich begeben hatte, sehr eifersüchtig werden konnte, wenn Lili den Vettern und Onkeln die Wange zum unschuldigen Kusse nicht versagte.

Weislingen verläßt seine Braut Maria, um Adelheid von Walldorf zum Weib gewinnen zu können; in der ersten Bearbeitung des Götz verrät sogar Sickingen seine Gattin Maria in Adelheidens Armen. Marias zweites, größeres Unglück gibt uns einen Wink, auch ihr erstes richtig zu verstehen. Weislingens Untreue kommt nicht bloß daher, daß er kein eigen Herz hat. Nein, Maria

kann einen Mann überhaupt nicht festhalten, nicht beschäftigen. Sie mag schön sein, ist jedenfalls innig, lieb und gut; aber sie ist bloß Gefühl. Darum kann sie wohl das Herz eines Mannes erwärmen und gewinnen, der in unfreiwilliger Muße veranlaßt wird, sich Betrachtungen über das zweifelhafte Glück des Lebens in der großen Welt hinzugeben. Aber sie würde Weislingen bald langweilen, wenn er mit ihr auf seiner Burg ein idyllisches häusliches Leben führte. Sie würde ihn ja nicht etwa zu großen Taten anregen; sie würde vielmehr darunter leiden, daß er Gefährliches wagte, würde seine Kraft lähmen. Tritt er in die Welt hinaus, so muß ihr Bild sofort verblassen. Mit einer Adelheid kann sie nicht in die Schranken treten, die Weislingen nicht bloß durch ihre verzehrende Schönheit, ihre arglistige Koketterie verführt, sondern auch dadurch, daß sie Großes von ihm erwartet. Das berückt einen Weislingen, weil er es braucht; denn er hat wohl ehrgeiziges Verlangen nach Größe, doch keine eigene Initiative. Er muß aber an Adelheid zugrunde gehen, weil er einer rücksichtslosen Durchsetzung seines, ihres ehrgeizigen Strebens doch nicht fähig ist. — Auf den ersten Blick scheint uns der Dichter nur der Sachwalter von Mariens Recht zu sein. Bei genauerem Zusehen verschwindet dieser Schein. Maria hat kein Recht auf einen Mann. Sie gehört ins Kloster, für das sie ihren Neffen erzieht. Götzens tapfere Hausfrau ist ihr ein Rätsel. Sofort nach der Trauung muß Götz ihr vorstellen: „du wirst deinen edeln Mann mit mir in ein Schicksal geweint haben"; muß Götz dem Sickingen einen Stoß geben, daß er sich nicht durch sie weich und schwach machen lasse. Maria ist die geborne barmherzige Schwester, mehr nicht; also kein Weib für einen Mann. Es ist auch das Unmännliche an Weislingen, was ihn ihr nähert. Hart ist ihr Schicksal; aber was es ihr nimmt, gehört ihr nur nach dem Recht der Sitte, nicht nach dem Recht der Natur. Daß sie dem Verräter ver-

zeiht, ist in der Tat ihre Pflicht, keine Gnade, die sie zu gewähren hätte. Darüber darf uns kein Mitleid hinwegtäuschen.

Mit derselben Ironie führt uns der Dichter das Schicksal der Marie von Beaumarchais vor. Das bedauernswerte Geschöpf ist offenkundig das Opfer eines herz- und charakterlosen Betrügers geworden, der ihr die Ehe verspricht, sie jahrelang warten und dann (ohne daß sie ihm Gelegenheit gegeben hätte, sich über sie zu beklagen) sitzen läßt. Der ehrliche Buenco ist darüber so empört, daß er den Verkehr mit Marie und den Ihrigen abbricht, weil sie sich herabgelassen, dem Verräter zu verzeihen. Wenn man Clavigo selbst die nackten Tatsachen vor Augen führt, so kann er sein Betragen nicht entschuldigen, nicht begreifen. Die Wahrheit aber ist, daß Clavigo der Kraft entbehrt, gegen Marie sein gutes Recht zu verteidigen; denn Marie hat auf ihn nur durch sein Eheversprechen einen Anspruch, nicht nach dem Rechte der Natur. Trotz des rührseligen Schlusses ist das auch des Dichters Meinung; denn dieses Urteil hat er in seinem Leben ausgedrückt. — Zum leichteren Verständnis des Stücks empfiehlt es sich, Clavigo und seinen vertrauten Freund Carlos in eine Person zusammenzuschlagen, d. h. alle Gespräche Clavigos mit Carlos als Selbstgespräche aufzufassen.

Clavigo ist als junger, unbekannter, mittelloser Mensch nach Madrid gekommen, hat bei den Schwestern Sophie Guilbert-Beaumarchais und Marie von Beaumarchais freundliche Aufnahme gefunden, erfährt von ihnen mancherlei Förderung in seiner Ausbildung, verliebt sich in Marie und macht ihr einen Heiratsantrag, obgleich er sieht, daß sie die Schwindsucht hat. In seiner Verliebtheit achtet er darauf nicht. Ehe er heiraten kann, muß er eine Stellung haben, die eine Familie trägt; also arbeitet er wacker darauf hin. Aber die Arbeit ist seiner Liebe nicht günstig: „Man braucht seinen ganzen Kopf, und die Weiber! die Weiber! Man

vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen!“ Der Austausch verliebter Empfindungen erscheint ihm unter dem Ernst der Arbeit schal; die Liebe erkaltet. Dafür steigert sich nicht nur sein Ehrgeiz, sondern es kommen ihm auch große uneigennützige Pläne. Er will den Geschmack seines Volkes veredeln, will diesem von andern Nationen eine höhere Bildung zuleiten. So arbeitet er weiter; auch Mariens Krankheit schreitet fort. Er bekommt ein einträgliches Amt; aber statt die Heirat einzuleiten, läßt er sich bei Marien nicht mehr sehen. Es verwundert ihn, aber nicht mehr uns, daß sie glatt aus seinem Herzen verschwunden ist, nur daß ihm ihr Unglück manchmal noch durch den Kopf fährt. Da greift ihr Bruder ein; ganz sachlich, wie er meint, in Wahrheit so, daß er sich um die eigentliche Sache nichts bekümmert. Das Nächste, Wichtigste sieht er so wenig wie die andern, die Zeugen von Mariens körperlichen und seelischen Leiden sind: das nämlich, daß ein solches Mädchen sich nicht an einen Mann hängen darf, seiner Liebe zu einem Manne nur den Ausdruck geben darf, ihn nicht zu heiraten. Der Bruder fühlt bloß das Eine, daß die Schwester durch die Untreue des Geliebten in den Augen der Menschen erniedrigt, beschimpft worden ist. Das kommt ja auch in Betracht, ist aber doch nur Nebensache. Immerhin hat er unsern Beifall, daß er sich von Clavigo erklären läßt, seine Schwester habe ihm nicht durch Treulosigkeit, Leichtsinn, Schwachheit, Unart eine Gelegenheit gegeben, sie geringer zu achten. Besser noch wäre es gewesen, Clavigo hätte seinerzeit mit einer solchen Erklärung seinen Heiratsantrag zurückgezogen, hätte damit das frühere Verhältnis zu Marie wiederhergestellt oder, wenn das nicht ging, sich verabschiedet. Gibt er sie jetzt, freilich nachträglich und nur auf eine Mahnung, so könnte nun das Sachliche zur Sprache kommen: warum trotz aller Achtung, trotz alles Mitleids, ja trotz fortglimmender, wiederaufflammender Liebe aus der Heirat nichts werden kann; und darüber sollte man sich doch ver-

ständigen können. Statt dessen will Beaumarchais an Clavigo eine öffentliche moralische Hinrichtung vollziehen; Clavigo entschließt sich in einem Wirbel von Reue, Mitleid, Liebe und Furcht, Marien um Verzeihung und neue Liebe zu bitten; Marie, schon totkrank, verzeiht ihm nicht bloß, sondern nimmt auch den Gedanken der Heirat wieder auf. Natürlich erkennt Clavigo sofort, nachdem er aus Mariens unmittelbarer Gegenwart getreten ist, daß er einen „dummen Streich" gemacht hat, und sucht sich wieder loszumachen. An der weiteren Entwicklung interessiert uns nur noch, daß er zu diesem Zwecke Kniffe wählt, die seiner unwürdig sind und nur durch die Haltung der Gegenpartei einigermaßen entschuldigt werden. Denn Beaumarchais ist nicht von der edlen Absicht beseelt, auch Clavigo gerecht zu werden, sondern will ihn bloß ruinieren, und glaubt damit freilich eine gerechte Rache auszuüben.

Lassen wir das Ganze auf uns wirken, so tritt uns in des Dichters Darstellung folgendes als bedeutsam entgegen. Daß sich Clavigo in Marie verliebt, ist natürlich, erweist sich auch durch die erste, günstige Wirkung seiner Liebe auf ihn als berechtigt. Ferner ist dem jungen Menschen offenbar die erste „Dummheit" zugute zu halten, daß er sich an Marie durch einen Heiratsantrag bindet. Für Marie, die nachher mit ihrer Liebe den ganzen Inhalt ihres Lebens verliert, zeigt der Dichter ein tiefes Mitgefühl. Aber ebenso tief empfindet er mit dem Manne, der sich nun mit einer verfehlten Ehe sein ganzes Leben schleppen sollte. Wird beides ineinander gerechnet, so soll doch, wenn die unglückliche Situation einmal da ist, lieber das Glück des Weibes als die Größe des Manns, lieber das Gefühl als die schaffende Arbeit geopfert werden. Es ist unmännliche Schwäche von Clavigo, daß er das nicht versteht, daß er dieses gerechte Urteil in seinem Rechtsstreit mit Marie nicht sicher vollziehen kann. Marie aber hat sich nicht über Clavigo zu beklagen, sondern über das Schicksal, das Mann und Weib

und das Verhältnis beider so tragisch gestaltet hat. Ob nicht auf Grund der Einsicht in die Natur der Sache eine Verständigung zwischen Mann und Weib möglich sei, wird in diesem Trauerspiel nicht angedeutet; in dieser Richtung wird Clavigo durch Stella ergänzt.

Das Verständnis des „Schauspiels für Liebende" aber erleichtern wir uns, wenn wir erst zwei treulose Liebhaber höherer Ordnung zu begreifen suchen, Crugantino und Faust. Die Gestalt des ersteren hat Goethe in „Claudine von Villa Bella" nur angedeutet; Faust vermochte er noch nicht zu bemeistern; doch geben uns beide wertvolle Winke für die Auffassung des erotischen Problems.

Crugantino hat mehr Mädchen betrogen und verführt, als ein anderer kennt. Das hat er natürlich nicht zum Spasse getan, sondern selbst verführt von einer unwiderstehlichen Macht der Sinnlichkeit. Trotzdem hat er für Claudine ein zärtliches, edles Gefühl: er vergeht in der Not, die er ihr geschaffen. Ebenso gegen seinen Bruder Pedro. Als er erfährt, daß sein Bruder der Mann ist, den er (zu seinem Leidwesen) verwundet hat, ruft er aus: „Laßt mich, ich bitt euch; laßt mich! Ich hab ein Herz, das empfindet; und was euch bestürmt, greift mich auch an. Mein Bruder! Der unerträglichste Gedanke! Weg! Ich will nur fühlen, daß ich dich habe, daß du mein Bruder bist." Aber sein edles Herz bewahrt ihn nicht vor tollen Streichen. Im Gegenteil, es treibt ihn aus dem Kreise der Verwandtschaft hinaus, bei deren Liebe ihm zu eng wird, es macht ihn zum Genossen von Vagabunden, mit denen er doch nicht wirklich gemein werden kann. Auf die Forderung, daß er sich besser aufführen soll, offenbart er uns das Rätsel seines Herzens, seines Lebens. „Mit eurer Erlaubnis, mein Herr, davon versteht ihr nichts! Was heißt das, aufführen? Wißt ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens, wie meines ist? Ein junger toller Kopf? Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Will ich arbeiten, muß ich Knecht

sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht einer, der halbweg was wert ist, lieber in die weite Welt gehen? Verzeiht! Ich höre nicht gern anderer Leute Meinung: verzeiht, daß ich euch die meinige sage. Dafür will ich euch auch zugeben, daß wer sich einmal ins Vagieren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Grenzen; denn unser Herz, oh! das ist unendlich, so lang ihm Kräfte zureichen!" Weil Crugantino unter seinem Herzen, also unter sich leidet, darf er den Verwandten, die ihn fangen wollen, „um der Welt den unbedeutenden Ärger und der Familie die eingebildete Schande zu sparen", auch die Fragen entgegenhalten: „Und was habt ihr getan? und seid ihr mir nichts schuldig?" *) Eine befriedigende Auskunft freilich, was die Familie mit dem edlen Vagabunden hätte tun können, jetzt tun sollte, gibt uns die Dichtung nicht. — Die Unendlichkeit des Herzens also macht die bürgerliche Gesellschaft unerträglich; damit natürlich auch, ja vor allem, die Ehe. Würde das unendliche Herz des Mannes ein Weib mit derselben Unendlichkeit des Herzens finden, so wäre ihm doch an der Ehe die Form verhaßt, das Gesetz. Verbindet sich mit der Unendlichkeit des Herzens eine kräftige Sinnlichkeit, so wird das für die Weiblichkeit schwärmende Herz den begehrlichen Sinnen den Rechtstitel der Befriedigung liefern: der großherzige Mann wird zum Verführer. Und gerade die Größe des Herzens ist es, wodurch er das Weib berückt, verführt.

Damit stehen wir schon vor Faust, dem übersinn-

*) Vielleicht ist die ganze seltsame Dichtung von dieser Frage aus zu verstehen und von der korrespondierenden des Pedro: „Lieber Bruder, sollte dir's in dem Kreise unserer Liebe zu enge werden?" Dann wäre das Schauspiel als ein Versuch Goethes aufzufassen, sich mit den über seine Unstetigkeit besorgten Freunden zu verständigen. Freilich sinkt bei dieser Deutung Claudine ganz zur Nebenfigur herab. Aber auch Stella ist (um das vorwegzunehmen) in dem nach ihr benannten Schauspiel nicht der Angelpunkt des Interesses.

lichen, sinnlichen Freier und vor Gretchens tragischem Geschick. Denn daran ist ja nicht zu denken, daß Gretchen, das unschuldige Kind, das nichts hat als sein holdes Angesicht und im Herzen die demütige, hingebende Liebe zu dem unverstandenen Mann, — daß Gretchen Faust an sich binden könnte, der den Mut und Drang in sich fühlt, „all Erden Weh und all ihr Glück zu tragen“; der keine Befriedigung kennt, bis sich ihm das innerste Wesen der Welt enthüllt hat; der es nicht scheut, um dem Drang seines unendlichen Herzens Genüge zu schaffen, sich mit dem Teufel selbst zu verbünden. Ihn, der über die Grenzen alles Menschlichen hinausstrebt, kann die Kindlichkeit wohl reizen und rühren; sättigen wird sie ihn nicht. Auch wenn Faust bei Gretchen bliebe, wären sie kein Paar. Faust wird bei Gretchen, im tieferen Sinne, immer nur zum verstohlenen Besuch sein; auch in der Umarmung der Liebe verstehen sie sich nicht, werden sie nicht eins; Gretchen kann durch Faust nur Mutter werden, nicht aber seine Genossin. Es liegt in dem Wesen beider, daß Gretchen das Glück, von einem Faust geliebt zu werden, mit ihrer Ehre, ihrem Leben bezahlen muß; denn sie, der Faust alles ist, kann für Faust nicht mehr werden als ein Teil des Erdenwehs und der Erdenlust, die er tragen will; ja, für Fausts unendlichen Erkenntnisdrang zerfließt sie, wie jedes Einzelwesen, in nichts. Darum hat sich auch Gretchen nicht über den treulosen Faust zu beklagen, sondern über das grausame — gegen Mann und Weib grausame — Schicksal, das durch die lieblichste Mädchenblüte das Gemüt des titanisch ringenden Mannes nur reizen, nicht sättigen wollte. — Die Frage nach einer späteren Verständigung Faustens mit Gretchen wird durch Gretchens Tod abgeschnitten.

Die Fabel der „Stella“ ist höchst einfach. Fernando hat Cecilie geheiratet und verlassen, nachdem sie ihm ein Töchterchen geboren hat. Dann hat Fernando Stella entführt und verlassen, nachdem auch sie ihm ein Kind ge-

schenkt hat. Er hat seine Frau wieder aufgesucht, sie aber nicht mehr gefunden, da sie aus Not ihre Heimat aufgeben mußte, und ist abenteuernd in der Welt umhergestreift. Nun kehrt er zu Stella zurück und trifft bei ihr Cecilie, die eben ihre Tochter Lucie der verwaisten Stella als Gesellschafterin zuführt. Aus der Verwirrung und Not aller findet Cecilie den Ausweg, daß sie und Stella Fernando zugleich angehören können. Diese beiden nehmen ihren Vorschlag begeistert an.

Goethe hat dieses Kind seiner Muse sehr geliebt. Aber schon die Freunde konnten sich seiner nicht freuen. Fritz Jacobi nahm es so kühl, ja abweisend auf, daß Goethe hätte wild werden mögen; und er rühmt sich nachher, daß unter allen Freunden Goethes er damals den Glauben an ihn allein nicht verletzt habe. Von späteren Urteilen über dieses Schauspiel nur eins, das in seiner Kürze ziemlich erschöpfend ist: „Das Stück ist entschieden das schwächste Produkt aus jenen Jahren Goethescher Jugendkraft. Fernando ist nicht von zwei mächtigen Leidenschaften zu zwei verschiedenen Frauen beherrscht, sondern gar keiner umfassenden Leidenschaft mehr fähig. Man hat das peinliche Gefühl, wenn man sich Fernando entweder mit seiner früheren Frau oder mit Stella oder mit allen beiden wieder vereinigt denkt, daß die Sache doch nicht lange hält und die liebe Abwechselung den alten Aventurier weiter treibt. Wer die Sache anders ansieht, lese nur Fernandos Gespräch mit seinem Verwalter und was dieser über Fernandos früheres Leben sagt. Alle drei Frauen spielen eine jämmerliche Rolle, und die Szene, wo Fernando seiner schnippischen Tochter gegenüber den Galanten spielt, hat etwas Ekelhaftes.“ Diese Bedenken sind freilich so naheliegend, daß man durch ihre Selbstverständlichkeit gegen ihre Beweiskraft mißtrauisch werden sollte. Uns scheint Goethes Vorliebe für sein enfant terrible sehr gut und tief gegründet zu sein. Das Schauspiel für Liebende hat nur den großen ästhetischen Mangel

(den der Dichter selbst während der Ausarbeitung kaum sehen konnte), daß es losgelöst von dem Dichter nicht zu verstehen ist. Mit dem Dichter zusammen ist es ergreifend und erhebend.

Was uns der Dichter von Fernando sehen läßt, ist nicht erfreulich. Unmittelbar nachdem er der Aufregung, worein ihn die bevorstehende Wiedervereinigung mit Stella versetzt, mit lyrischem Schwung einen herzlichen Ausdruck gegeben, wird er sichtlich von Luciens Erscheinung und Wesen gefesselt; doch wird er auf Luciens Erzählung von ihrer Mutter Unglück nachdenklich, ernst und verabschiedet sich von ihr mit den besten, wärmsten Wünschen für ihr Glück — und einem galanten Handkuß. Er sieht Stella wieder, saugt die Gewißheit ihrer fortdauernden Liebe von ihren Lippen, ist dadurch wieder gut, wieder fromm, kann wieder beten, faßt die Hoffnung, daß Liebe und bleibende Treue hier den ausgedorrten Vagabunden fesseln würden. — Stella geht ab — und die Sorge, das ängstliche Zurückerinnern, schleicht schon wieder herbei. Aber das Hofmeistern des Verwalters, des alten Mitschuldigen seiner Torheiten, der sich jetzt mit Frau und Kindern in einem Eckelchen der Welt ganz wohl befindet, läßt Fernando vielmehr wieder fühlen, daß es ihm unmöglich ist, sich fesseln, einengen zu lassen, — was alle seine Kräfte erstickt, ihm allen Mut der Seele raubt, alle Entwickelungsfähigkeit unterbindet. Wie ihm der Verwalter vorhält, daß er mit seiner Freiheit nie was anzufangen gewußt, sich über Hals und Kopf wieder gefangen gegeben habe, um sich nicht eine Kugel vor den Kopf zu schießen, entlockt ihm das den Ausruf: „Drolliger Mensch!“ Ihn beschäftigt also nicht, was jener sagt und will, sondern nur, wie er sich ausdrückt und gibt. Auf die Sache geht er nachher nur mit der nicht ganz verständlichen Frage ein: „Weißt du, worüber du spottest?“ — Dann trifft er mit Cecilie zusammen, läßt sich ihr Schicksal erzählen, erkennt sie als seine Frau, beschwört sie, ihm ihr

Herz zu eröffnen, wird von ihrem Elend, ihrer Liebe, ihrer Güte so hingerissen, daß er zerknirscht vor ihr niedersinkt und aufjubelt vor Freude, sein Weib wieder gefunden zu haben, von dem ihn nichts in der Welt mehr trennen soll; daß er sofort beschließt, mit Frau und Tochter von Stella zu fliehen. — Aber um das ins Werk zu setzen, muß er Stella noch einmal sehen. Ihre Gegenwart wirkt so mächtig auf ihn, daß er, wie sein Vorhaben entdeckt wird, es ihr mit den Worten eingesteht: „Stella! die du mir alles bist! Stella! — (kalt) Ich verlasse dich!" — Er ist ratlos, kann Cecilie nicht ziehen, Stella nicht untergehen lassen. Wirken beide Frauen mit ihrer Gegenwart auf ihn, so muß er, nach allem, beide umarmend ausrufen: „Mein! Mein!"

Ergänzen wir, was von diesem seltsamen Menschen sichtbar und hörbar wird, durch den Eindruck, den er auf seine Umgebung macht. Lucie zieht aus ihrer Unterredung mit dem unbekannten Vater den Schluß: „Das ist ein wunderbarer Mensch! Er scheint aber gut zu sein." Der Verwalter ruft ihm zu, nachdem er mit allen seinen wohlgemeinten Vorstellungen gar keinen Eindruck gemacht hat: „Bleiben sie; bleiben sie nur! und dann ist alles gut!" Die beiden Frauen aber haben ihn geliebt; lieben ihn noch, nachdem er sie verlassen hat; werden ihn gewiß weiter lieben, wenn er sie wieder verlassen wird. Wodurch hat er sie so verzaubert, daß sie die „jämmerliche Rolle", die sie spielen, gar nicht fühlen?

Cecilie erzählt von den ersten Jahren ihrer Ehe: „Damals hatte alles den Reiz der Neuheit für mich. Und in seinem Arm vor so tausend Gegenständen vorüberzueilen, da jede Kleinigkeit mir interessant ward, durch seinen Geist, seine Liebe." „Die Lebhaftigkeit seines Geistes schien mit solch einer Treue des Herzens verbunden zu sein, daß sich ihm das meinige gar bald öffnete, daß ich ihm meine Freundschaft, und ach, wie schnell darauf meine Liebe gab. Gott im Himmel, wenn sein Haupt an meinem Busen ruhte,

wie schien er dir für die Stätte zu danken, die du ihm in meinen Armen bereitet hattest! Wie floh er aus dem Wirbel der Geschäfte und Zerstreuungen wieder zu mir! und wie unterstützt ich mich in trüben Stunden an seiner Brust!“ Darum ist alle Freude ihres Lebens dahin, seit sie sich verlassen weiß. Und es ist nicht die Kränkung, sondern der Verlust, was sie elend macht. Stella malt ihr Liebesglück mit noch glühenderen Farben, innigeren Tönen: „Mit welchen Ahndungen der Seele erfüllte er mein Herz, welche neue und unbekannte Gefühle und Hoffnungen schwellten meine Seele, wenn seine stürmende Leidenschaft sich jeder meiner Nerven mitteilte! Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Tränen die Leiden einer Welt an meinen Busen hinströmte; ich bat ihn um Gottes willen, sich zu schonen! mich! Vergebens! Bis ins innerste Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und so ward das Mädchen von Kopf zur Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl.“ Jetzt, in ihrer Verlassenheit, muß sie fragen: „Wo ist denn nun der Himmelsstrich für dies Geschöpf, um drinne zu atmen, um Nahrung drinne zu finden?“ Auch sie ist nicht gekränkt; nein, sie ist Fernando noch heute dankbar für die Seligkeit, die er sie hat kosten lassen, die ein Jahrtausend von Tränen und Schmerzen nicht aufzuwiegen vermöchte. Aber jetzt verschmachtet sie eben.

Wer aber vermag mit seinem Geist, seinem Gefühl jede Kleinigkeit interessant zu machen? Wer kann die Leiden einer Welt hinströmen? mit unbekannten Gefühlen und Hoffnungen die Seele schwellen? Wer kann sich jedes Herz öffnen? bis ins innerste Mark dem, der empfänglich ist, die Flammen anfachen, die ihn durchwühlen? Wer kann so den Menschen von Kopf zu den Sohlen ganz in Herz, ganz in Gefühl verwandeln? Die Männer überhaupt vollbringen solche Zauberstücke nicht (wie Cecilie meint), sondern nur die Dichter; und nicht jeder Dichter, sondern

nur ein ganz großer, — z. B. der Dichter des Ganymed, Prometheus, Faust, Werther, der „zufällig“ auch Fernandos schwarze Augen und braune Locken besaß.

Fernando ist als Dichter zu denken. Die Kräfte, die durch die Enge des Familienlebens in ihm erstickt werden, sind dichterische Kräfte. Worüber der Verwalter, ohne es zu verstehen, spottet, das ist die Eigentümlichkeit des Dichters, daß er viel sagt, was er nicht tut, viel wünscht, was er nie findet und oft nicht einmal sucht, weil er immer um die Grenze von Phantasie und Wirklichkeit lebt. Alle Leidenschaft, die Fernando hat, ist eine Steigerung der wirklichen Empfindung durch die von der augenblicklichen Situation in Erregung gesetzte Phantasie; und darum wechselt sie rapid mit der Situation. Der Dichter, der die Einengung nicht vertragen kann, gibt sich aus der Freiheit Hals über Kopf wieder in irgend ein leidenschaftliches Verhältnis, das ihn als Dichter befruchtet und ihm sofort wieder zur Last wird, wenn er es dichterisch ausgenützt hat. Ein Mangel des Schauspiels ist, daß es uns Fernando nicht als Dichter anschaulich vor Augen führt. In neuerer Zeit läßt man Helden dieser Art gerne ein Buch schreiben, von dem wir doch auch nur glauben müssen, daß es einen großen Dichter oder Denker verraten werde. Goethe ist auf diesen Kunstgriff noch nicht verfallen; er überläßt es uns, aus der Wirkung Fernandos auf Cecilie und Stella zu erschließen, daß wir eine lebhafte, reiche Dichternatur vor uns haben.

Von da aus ist der Gang der Ereignisse nicht schwer zu verstehen. Cecilie hat das Rätsel des Dichters gelöst: „In den Augenblicken der Leidenschaft betrügen sie sich selbst; warum sollten wir nicht betrogen werden?“ Das brauchen sich „die Männer“ im allgemeinen von Cecilie nicht gefallen zu lassen; es gilt offenbar nur von denen, deren Gefühl die Phantasie in starke Erregung setzt und durch die Rückwirkung der Phantasie zu einer unwahren, schwindelnden

Höhe gesteigert wird. Cecilie sagt wieder ganz allgemein: „Ich bedaure den Mann, der sich an ein Mädchen hängt.“ Und sie hat in dieser Allgemeinheit wieder nicht recht. Kestner, der sich an Lotte hängt (er würde freilich gegen diesen Ausdruck protestieren), ist gar nicht zu bedauern. Aber der Dichter ist allerdings zu bedauern, der durch eine verliebte Regung veranlaßt wird, ein Mädchen aus dem Reichtum seiner eigenen Phantasie zu einem Wunderwesen auszustatten, der sich an dieses mixtum compositum von Phantasie und Wirklichkeit hängt, um bald zu entdecken, daß die wirkliche Geliebte seinen Geist nicht mehr stark und mannigfaltig genug zur Produktivität anregt. Er ist übel betrogen; und natürlich ist auch das Mädchen nachträglich zu bedauern, das seine Zukunft auf eine Liebe baute, die im Moment immer wahr ist (und dann aufs höchste beseligt), die aber nur zum kleineren Teil Wirkung des geliebten Objekts, zum größeren Zusatz der Phantasie des Liebenden ist, und aus der das Phantastische, Berauschte und Berauschende, nach dem Moment der Erregung immer wieder und immer schneller sich verflüchtigt. Cecilie ist zu dem bescheidenen Eingeständnis vorgedrungen, daß ihr Schicksal notwendig war, weil ihre Liebe Fernando auf die Dauer nicht genügende Anregung geben konnte. Darum kann sie Fernando dankbar bleiben für die Bereicherung des Lebens, die er ihr doch einmal gegeben hat; und sie braucht auf Stella nicht eifersüchtig zu werden, die den ruhelosen Fernando (für eine gewisse Zeit, setzen wir hinzu) wieder von sich selbst rettete, denselben reichen Lohn dafür bekam und denselben hohen Preis für ihr Liebesglück bezahlte. Auch erkennt sie klar, daß Fernando es in der Tat weder mit ihr, noch mit Stella jemals böse gemeint hat; sie spricht ihn von der Schuld der Untreue frei. Sie kann ihn noch lieben, sie muß ihn noch lieben; nur kann sie (das ist ihr beim ersten Wiedersehen ganz deutlich) sein Weib nicht mehr sein. Für Stella gilt natürlich dasselbe; auch bewegt sich ihr Gefühl in derselben Richtung;

aber sie hat noch nicht die Zeit gehabt, die Situation zu verarbeiten und sich über ihre fernere Stellung zu Fernando klar zu werden, und spricht sich deshalb auch nicht darüber aus.

Haben wir den Dichter nicht ganz mißverstanden, so muß das Stück versöhnlich schließen. Ließe der Dichter Fernando, oder Fernando und Stella in den Tod gehen (wie er es später tat), so fällt der Schwerpunkt des Ganzen in die rohe, äußere Tatsache, daß Fernando, der Ehemann, Stella verführt hat. Denn das ist freilich nicht wieder gut zu machen. Aber das „Schauspiel für Liebende“ legt den Ton überall darauf, daß Fernando, wo er liebt, wahrhaftig liebt — nur eben als Dichter, dem die Grenze zwischen Wirklichkeit und Phantasie sich immer wieder verrückt, verwischt.

Dagegen ist zuzugeben, daß der von dem Dichter gegebene versöhnliche Schluß nicht bloß unmöglich, sondern unsinnig ist. Cecilie kann Fernando lieb haben; Stella kann Fernando lieb haben; Fernando kann beide lieb haben; aber es kann nicht sein, daß „eine Wohnung, ein Bett und ein Grab“ die Liebe der drei „selig faßte“. Im Wirbel der Empfindungen mag auch ein solcher Gedanke auftauchen. Aber im nächsten Moment wird Cecilien ihr früheres, richtigeres Gefühl zurückkehren, Stella wird es teilen, und Fernando muß ihnen zuvorkommen, diesem Gefühl Rechnung zu tragen. Die beiden Frauen können zusammen den Dichter lieben, nicht den Mann. Mir scheint der Dichtung nichts zu fehlen als ein Schlußwort Fernandos: daß er, aus seiner Verzückung erwachend, den beiden Frauen mit freiem und heiterem Ernst zuriefe: „Und nun lebt beide, ihr Lieben, wohl — für immer!“ Das ist ja auch der Schluß, den der wirkliche Fernando, Goethe, seinen damaligen Liebeswirren gegeben hat: er floh nach Weimar.

In dem „Schauspiel für Liebende“ hat Goethe seinen Mädchen allen, Friederike, Lotte, Maxe, der ungenannten „Gattin“ im Mariagespiel, Lili, Auguste, eine ebenso ehrliche

wie wahre Beichte abgelegt, es ihnen überlassend, zu bemerken, daß er doch besser an ihnen gehandelt hatte, als Fernando an Cecilie und Stella. Er warnt sie durch den Mund Ceciliens: „Nehmt euch vor dem Dichter in acht! Er ist kein bösartiger Mensch; aber betrogen von seiner eigenen Phantasie muß er mit seinen aufrichtigen Liebesbeteuerungen auch betrügen! Das liegt in seiner Natur, der er selbst unfrei unterworfen ist!" Er ist demütig genug, Cecilie für sich bitten, mahnen zu lassen, daß die verlassenen Mädchen ihn mit Verständnis beurteilen, ihm verzeihen, ja ihre Liebe nicht entziehen, deren er bedürftig ist, er, der unter ihnen und unter sich zugleich leidet. Doch ist er auch stolz genug, sie durch Stella und Cecilie daran erinnern zu lassen, daß er ihnen eine Bereicherung, Vertiefung, Verklärung ihres Lebens verschaffte, die ihnen nicht jeder nüchterne, solide Liebhaber gewähren konnte.

Wenn Goethe mit seiner geliebten „Stella" solchen Stimmungen und Wünschen Ausdruck geben wollte, so mußte er freilich sehr empfindlich gegen den „Unglauben" der Freunde sein, die um des gewagten Schlusses willen seine ebenso herzliche wie aufrichtige Rede nicht verstanden. Warum *er* aber kein Fernando, kein Faust, kein Crugantino wurde, das lassen uns nicht die besprochenen Dichtungen selbst, dagegen ganz deutlich „die Leiden des jungen Werthers" erkennen, denen wir uns jetzt zuwenden *).

Dem Anscheine nach steht *Werther* zu Crugantino, Fernando, Faust in einem diametralen Gegensatz. Werther zieht nicht, wie Fernando, von Weib zu Weib, sein glückliches unglückliches Opfer mit unzerreißbaren Banden umschlingend, selbst aber nicht zu sättigen, nicht festzuhalten, sondern geht selbst daran zugrunde, daß er sich von Lotte nicht loslösen kann, und er hat zum Verführer, scheint es,

*) Was Goethe im 13. Buch von Dichtung und Wahrheit über die Wertherstimmung schreibt, ist an sich sehr lesenswert, wird aber, wie mir scheint, der Eigenart Werthers nicht gerecht.

nicht die geringste Anlage. Doch liegt der Unterschied nur im Alter und in der Situation, wie uns eine eingehendere Betrachtung leicht zeigt.

Er ist in der Tat der „junge" Werther. Zwar hat er schon vor Lotte geliebt; aber das ist als bloße Neigung zu denken. Auch in der ersten Periode seiner Liebe zu Lotte ist das in der Neigung schlummernde sinnliche Verlangen nach dem Weib noch nicht wach geworden, hat seinem Bewußtsein noch nicht den Genuß als Ziel aufgedrängt. Dies tritt erst ein, wie er Lotte sich als Ehefrau denken muß. Es geht ihm ein Schauder durch den ganzen Körper, wenn Albert seine Frau um den schlanken Leib faßt. Aber in seinem Verhältnis zu Lotte ist doch immer noch das Gefühlselement bei weitem überwiegend. Darum genügt ihm auch ein leidenschaftlicher Gefühlsausbruch zwischen beiden, daß er an Lotte schreiben kann: „Ich habe sie in ihrer ganzen Himmelswonne geschmeckt, diese Sünde [Lotte aus den Armen ihres Mannes in die seinigen zu reißen], habe Lebensbalsam und Kraft in mein Herz gesaugt; du bist von dem Augenblicke mein!" Werther ist also noch kein Verführer, hätte aber alle Anlage, es zu werden, wie Fernando und Faust. Denn er ist durchaus beider jüngerer Bruder.

Was verhindert ihn denn, von Lotte wieder frei zu werden? Es ist kein körperlicher oder geistiger Vorzug der wirklichen Lotte zu ersinnen, um dessen willen ihn einzig der Besitz dieses Mädchens beglücken könnte. Lotte als verheiratete Frau versteht wenigstens den einen Grund seiner „Treue" ganz richtig: „Fühlen Sie nicht, daß Sie sich betrügen? ... Warum denn mich! Werther! Just mich! Das Eigentum eines andern! Just das! Ich fürchte, ich fürchte, es ist nur die Unmöglichkeit mich zu besitzen, die Ihnen diesen Wunsch so reizend macht. ... Und sollte denn in der weiten Welt kein Mädchen sein, das die Wünsche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über sich, suchen Sie danach, und ich schwöre Ihnen, Sie werden sie finden."

Werther aber kann sie unmöglich verstehen. Denn die Unmöglichkeit des Besitzes übt einen fortdauernden Reiz auf seine dichterische Phantasie aus, daß diese ihm Lotte in ein freilich ganz unvergleichliches Geschöpf umschafft*). Werther wird durch seine Liebe zum Dichter; und Lotte ist nur durch ihre Unerreichbarkeit gegen Ceciliens und Stellas Schicksal gesichert: daß sie dem glühenden Liebhaber schal werde. Für die Gegenwart hat ja Werther ganz recht, wenn er ausruft: „Sie wäre mit mir glücklicher geworden als mit ihm! O, er ist nicht der Mensch, die Wünsche dieses Herzens alle zu füllen. Ein gewisser Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm's wie du willst, daß sein Herz nicht sympathetisch schlägt bei — Oh! — bei der Stelle eines lieben Buchs, wo mein Herz und Lottens zusammentreffen. In hundert andern Vorfällen, wenn's kommt, daß unsere Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden... Zwar er liebt sie von ganzer Seele, und so eine Liebe, was verdient die nicht —" Was ist denn dieses unnennbare Etwas, das Albert mangelt? Es ist der poetische, jedes Lebensmoment erhöhende, verklärende Sinn Werthers. Darum kann Albert der Geliebten den Moment des Liebesgenusses nicht zu so hoher Seligkeit anschwellen lassen wie Werther. Auf die Dauer des Lebens aber ist Lotte, dem Weib, mit jenem entschieden besser gedient als mit diesem.

Das zurückgestaute, der sättigenden Befriedigung entbehrende Liebesverlangen bewirkt nun, daß die Sehnsucht

*) Goethe selbst schreibt an Kestner im Februar 1774: „Der Jacobi hat Lotten insofern Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat eine sehr vorteilhafte Schilderung von ihr gemacht; und wie man es mir schrieb, so wußt ich wahrlich nicht, daß das all an ihr war. Denn ich hab' sie viel zu lieb von jeher gehabt, um auf sie so acht zu haben." Ebenso an Elisabeth Jacobi: „Und dann ist der Schilderer, der die Hannoversche Lotte zeichnete, einer, der sich darauf versteht. So ist's von Kopf zu Fuß, nur daß ich's nicht so im Detail hätte darstellen können. Das macht, ich war ins Ganze so verliebt, und Gott hat gewollt, daß ein Liebhaber ein schlechter Beobachter sei."

Werthers nach dem Ueberfließen in das Mitempfinden einer Kreatur sich ins Grenzenlose verliert und sich zu abnormer Empfindlichkeit steigert und verfeinert. Seine dichterische Anlage ermöglicht es ihm, in dieser Sehnsucht zu schwelgen und sich eine phantastische Befriedigung derselben zu verschaffen. Mit seiner poetischen Phantasie beseelt er die ganze Außenwelt. In ihr fühlt er alles mit, was andere erleben, und lebhafter, feiner, inniger als diese in wirklichem Schmerz und wirklicher Lust. Doch stellt es sich ihm nur so dar; in Wirklichkeit verhält sich die Sache umgekehrt. Werther fühlt gar nicht das Gefühl andrer mit, sondern überträgt sein Gefühl auf die Außenwelt. Alle Wesen außer ihm sind ihm nur Staffage in seiner, von seiner Phantasie geschaffenen, mit seinem Gefühl belebten Welt. So empfindet er mit Lotte, mit Knechten und Mägden, mit Kindern, mit jedem Würmchen, jedem Grashalm. Auch „sein Homer" ist wirklich *sein* Homer. Werthers Empfinden ist von anderer *Art* als das des Achilleus, des Odysseus. Würde der sentimentale Jüngling Homer verstehen, so würde er über der Kälte des Sängers erschaudern. Dagegen kann er wohl in die einzelnen Lebensäußerungen der homerischen Helden *sein* Empfinden legen. Wo Werther ein fremdartiges Empfinden so nahe tritt, daß die umdichtende Phantasie es ihm nicht mehr — verständlich machen kann, ist er rat- und hilflos und gerät aus aller Fassung. Deshalb kann er mit Albert nicht disputieren. Deshalb kann er eine kindische Beleidigung durch Menschen, die durch die Geburt über ihn gestellt sind, aber in geistiger Beziehung ihm nicht das Wasser reichen dürften, nicht verwinden. (Das hat freilich noch einen andern, später zu besprechenden Grund.)

So lange nun seine liebende Sehnsucht frei ausströmen, in andre überströmen kann, ist seine Welt licht, warm, freudig. So wie aber in seine Welt ein Fremdkörper hereintritt, den er nicht beseelen (d. h. mit seiner Empfindung

anstecken, bezw. in ein Wesen seiner Art umdichten kann), so zieht ein Wolkenschatten über diese heitere Welt, es fröstelt ihn (und uns mit ihm), er leidet. Und wie nun gar das erwachende sinnliche Verlangen seine Sehnsucht auf ein Weib konzentriert, das ihm durch die Verhältnisse unwiderruflich versagt ist (Werthers Sinnlichkeit wird erst durch Lottens Ehe geweckt; und zum Verführen ist Werther schon zu schwach, noch zu gut): so versinkt seine Welt, so versinkt er in Nacht und Tod. — Ehe er mit Lotte zusammengetroffen ist, wie also sein Liebesempfinden noch ganz träumerisch hindämmert, da kann er Freund Wilhelm schreiben: „Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen ... Ich bin so allein und freue mich so meines Lebens, in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine ... Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten all der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns alle nach seinem Bilde schuf, das Wesen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält; ... wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht wie die Gestalt einer Geliebten: dann sehn ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, ... was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes. Mein Freund — Aber ich gehe darüber zugrunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen." Nachdem er in Lotte ein weibliches Wesen gefunden, das sich von seiner Phantasie in die allerschönsten Szenen hineinverweben läßt, dem er seine Stimmung sogar mitteilen kann, da verlebt er so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen ausspart. Aber ein Mensch, den Eigensinn und übler Humor sich mitzuteilen hindern, vermag dieses himmlische Glück sofort empfindlich zu stören. Und wie

Albert von ihm immer stärker als Hindernis seiner Liebe empfunden wird, da verwandelt sich die ganze Welt vor seinen Augen: „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offnen Grabs. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorübergeht? da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab! Ha! nicht die große, seltene Not der Welt, diese Fluten, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt! Himmel und Erde und all die webenden Kräfte um mich her! Ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer." —

Werther muß, wenn ihm nicht ein Unfall, hitzige Krankheit oder Wahnsinn zuvorkommen, durch Selbstmord enden. Goethe, der in den „Leiden des jungen Werthers" sein eigenes Erleben bis ins Detail verwertet hat, vermochte sich dem drohenden Verhängnis noch durch rechtzeitige Flucht zu entziehen. Also kann Werther nicht Goethe selbst sein; Kräfte, die diesen retteten, müssen jenem fehlen. Denn damit, daß Goethe eben habe leben wollen, sich zur Flucht entschlossen habe, während der Roman Werthers Selbstmord notwendig mache, ist nichts gesagt als eine Redensart. Die Notwendigkeit, die in der Dichtung waltet, ist

nur eine Projektion der Notwendigkeit des Lebens; weicht der Gang des Lebens von dem Gang der Dichtung ab, so hat das seinen nötigenden Grund.

Wir beginnen mit einem Punkte, in dem Werthers Verhältnis zu Goethe nicht sicher zu bestimmen ist. Werther ist von seinem Dichter zum Ueberfluß mit einer Schwachheit ausgestattet worden, die aus seiner sonstigen Konstitution nicht notwendig folgt. Er ist kein ganz reeller Mensch, — was an dem Dichter, der er ist, nicht gerade verwundert, aber auch nicht eben zu dem Wesen des Dichters gehört. Ich meine das, daß Werther über die Vorurteile der Gesellschaft hoch erhaben ist, aber eine kindische Beschimpfung (nicht eigentlich seiner Person, sondern seines Standes) nicht an sich abgleiten lassen kann. Auch das schon recht kranke Herz Werthers sollte noch fähig sein, die Albernheit menschlicher Vorurteile bei seinem Ossian zu vergessen, den Aerger über sie in dem unendlichen Schmerz, den der Anblick des ganzen Daseins in ihm erweckt, untergehen zu lassen. Und, wie gesagt, wenn er über die Vorurteile des Standes wirklich erhaben ist, darf er unter dem Urteil derer, die noch darin befangen sind, nicht so leiden. Dann muß ihm die erlittene dumme Beleidigung mehr für die Beleidiger als für sich leid tun. Der junge Goethe hätte ein solches Mißgeschick wohl ohne viel Mühe verwunden.

Ferner wird aus Goethes Leben klar, daß er neben der Wertherschen Liebe noch eine andere, kräftigere hatte. Werthers Liebe ist erst bloße Sehnsucht der Seele, dann auch sinnliches Verlangen, immer fordernde Liebe; die Geliebte soll freilich glücklich werden, aber durch ihn: das ist eine Forderung seiner Liebe. Goethe hatte auch die uneigennützige Liebe, die der Geliebten ein Glück aus fremder Liebe gönnen, ja wünschen kann. Darum muß Werther eifersüchtig auf Lotte werden, neidisch auf Albert, muß untersuchen, ob Lotte mit ihm nicht glücklicher geworden wäre. Goethe nimmt an Kestners und Lottens Glück fortdauernden

Anteil, will aus Liebe zu Maxe das Verhältnis der Eheleute Brentano wenigstens nicht erschweren. Nur Goethe, nicht Werther, konnte Lottens Gemahl beteuern: „Wenn hab ich euch Lotten mißgönnt im menschlichen Sinn!“ Und in Werthers Mund wären die folgenden Worte leere Phrase: „Um sie euch nicht zu mißgönnen im heiligen Sinne, müßt ich ein Engel sein ohne Lung und Leber.“ Von Goethe sind sie unverfänglich, schön und wahr.

Endlich haben wir Werther etwas zuviel zugestanden, wenn wir ihn einen Dichter nannten. Werther hat ein lebhaftes Gefühl, eine schöpferische Einbildungskraft und die Lippen, die das ausströmende Gefühl in Musik verwandeln. Aber er kann sein Gefühl nur wieder und wieder ausströmen lassen, nicht die einzelnen Ergüsse festhalten, sich gegenüberstellen, beurteilen, zusammenfassen. Werther kann nur Tagebuchblätter und Briefe schreiben; Goethe kann seine Erlebnisse zu einem Roman verarbeiten. Werther ist nur der Mensch, dem ein Gott gab, in seiner Lust und Qual lyrisch zum Ausdruck zu bringen, was er genießt und leidet; Goethe hat die Befähigung und den Drang, der Epiker und Dramatiker seines Lebens zu werden. Indem aber Goethe mit innerer Notwendigkeit sich selbst sich gegenüberstellt, kühlt er sein heißes Blut immer wieder so weit ab, daß er leben kann, während Werther selbst an dem Wertherfieber zugrunde gehen muß. Denn ihm kann Goethe nicht gestatten, sich von seiner Krankheit loszudichten. —

Da Goethe sein eigenes Leben dichterisch verarbeitete, mußte er dahin gelangen, uns immer weniger das Schicksal des gewöhnlichen liebenden Menschen, immer schärfer Leiden und Schuld und auch die Seligkeit des liebenden Dichters vorzuführen. Überblicken wir aber die Reihe dieser seiner wichtigsten Dichtungen (Werther, Clavigo, Claudine, Faust, Stella), so entdecken wir zu unserer Verwunderung, daß er sich zu seinen Helden durchweg nicht idealisierte, sondern depotenzierte, nicht erhöhte, sondern erniedrigte, nicht

ergänzte, sondern verstümmelte. Er hat in ihnen allen Möglichkeiten seiner selbst verdichtet und dargestellt, die unter der wirklichen Höhe seines Lebens bleiben. Was er aber vor seinen Helden voraus hat, was ihn davor bewahrt, zu ihnen herunterzusinken, das ist die Uneigennützigkeit der Liebe, deren er fähig ist, und daß er von einem Extrem, seiner Natur gemäß, immer wieder in das entgegengesetzte fällt, von einer schwülen Gefühligkeit und verzehrenden Leidenschaft in eine ruhige, klare, kühle, sehr objektive Besonnenheit. Die Dichtungen des jungen Goethe, die alle von dem heißesten Gefühlsleben durchflutet sind, erweisen sich in ihrem Zusammenhange als höchst besonnene, sachliche Konfessionen; und wenn wir die „Stella" nicht ganz falsch verstanden haben, so tönt uns aus dem brausenden und schäumenden Gischt der überschwänglichen Empfindungen heraus die schlichte Bitte des „armen Jungen" entgegen: „nehmt mich, liebt mich, wie ich bin; ich kann ja doch nichts dafür!" Aber daß der Dichter aus der Glut der Gefühle immer wieder in das kalte Bad einer Objektivität geworfen wurde, in der er sich mit seinen Gefühlen ganz gegenständlich, als anschauliche, greifbare, vor ihm lebende Figur gegenüberstand: das war ja eine neue Qual seines armen reichen Lebens. So bewegt uns das Ganze seines Lebens und Dichtens zu einem innigen Mitgefühl mit dem vielbeneideten Götterjüngling, der die Not seines Reichtums mit einem Ernst uns vorklagt, daß wir uns schämen möchten, in seinen Liedern einen „Genuß" zu finden.

Dies wird die letzte Trän' nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O! laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen;
Und möcht' der Schmerz auch alsofort
Durch Nerv und Ader wühlen.

Könnt ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ewger! werden —
Ach diese lange, tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden.

4.

In dem Schauspiel „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“ wollte Goethe, wie er an Salzmann schrieb, das Andenken eines braven Mannes, eines der edelsten Deutschen retten. Aber man braucht mit der Dichtung nicht einmal das Leben des wirklichen Gottfried von Berlichingen zu vergleichen, um zu erkennen, daß diese Absicht kaum die Auffassung Götzens selbst erklärt. Ja, sowie wir uns Götz als geschichtliche Person denken, kommen uns aus Goethes Darstellung heraus schwere Bedenken gegen das Leben und Treiben dieses edelsten Deutschen. In „Dichtung und Wahrheit“ sagt Goethe, er habe im „Götz“ schildern wollen, „wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem anerkannten, verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint.“ Man möchte fragen, was der junge Goethe zu dieser Erklärung gesagt hätte; wohl möglich, daß er sie in einer derben Farce verhöhnt hätte. Götz entschließt sich nicht „allenfalls“ an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten, sondern tut das sehr leicht und mit Vergnügen; den Willen des Kaisers aber, den er verehrt, trägt er in seiner eigenen Brust: die Verordnungen des wirklichen Kaisers kümmern ihn herzlich wenig. Auch sind für die Darstellung dieser Idee die wichtigsten der frei erfundenen Personen entbehrlich (Weislingen, Adelheid, Maria, Franz u. s. f.). — Wir versuchen nicht, die Idee dieses Schauspiels genauer, richtiger zu bestimmen, als es Goethe selbst gelungen, sondern nehmen es einfach, wie es ist; und da hat es die Bedeutung, daß der junge Dichter

die Welt, die er in seinem Kopfe hatte, sehr frisch und ziemlich vollständig zu Papier und auf die Bühne brachte. Diese Welt also, und die Stimmung, das Urteil, womit der Dichter deren einzelne Gestalten, Verhältnisse, Ereignisse fühlt und denkt, können wir daraus kennen lernen. Dabei ist für uns der Unterschied der ersten und zweiten Bearbeitung nicht von großem Belang. Wir halten uns im allgemeinen an die zweite, bekanntere, und bemerken Unterschiede der ersten, soweit sie uns interessieren, je an ihrem Ort.

Die wichtigsten Personen des Dramas ordnen sich von selbst nach der Art der Verwandtschaft und des Gegensatzes zwischen ihnen in verschiedene Gruppen. Götz entsprechen je in besonderer Richtung Weislingen, Adelheid, der Kaiser; Adelheiden Weislingen und Maria; dem Paar Götz-Elisabeth das Paar Adelheid-Weislingen; dem Kreise um Götz die Bamberger Gesellschaft, im Hintergrunde die Fürsten überhaupt; den Fürsten wieder die Bauern. — Götz hat ein eigen Herz und drückt in Kraft desselben seiner ganzen Umgebung seinen Stempel auf, ohne daß sich jemand dadurch bedrückt fühlte. Denn Götz ist nicht eine fordernde, sondern eine gebende, nicht eine einengende, sondern eine befreiende, belebende Persönlichkeit; und da er sich jedes freuen kann, der gedeiht, kann auch jeder an ihm seine Freude haben. Der Kaiser ist von Götzens Art, nur kann er den eigenen Willen, den er hat, gegen seine Umgebung nicht durchsetzen, so daß er z. B. Götz, den er liebt, ächten muß. Weislingen hat kein eigen Herz, ist nicht sowohl ehrgeizig als vielmehr eifersüchtig (denn er trägt kein eigenes Ideal der Größe in sich), ist in Gegenwart kräftigerer Naturen nicht mehr er selbst, wird ausgenützt und mißbraucht, wo er große Geltung zu haben glaubt. Mit Götz ist er freiheitlich gesinnt, mit Maria wird er fromm, bei dem Bischof von Bamberg ist er von dem Recht der Fürsten gegen die unbequemen Ritter überzeugt; er kann durch einen Hofnarren beschwatzt werden, hat neben, gegen Adelheid, bis ihn die Eifersucht

kräftigt, gar keinen Willen. Dem Zauber Götzens kann er sich auch als Gegner nicht entziehen und wird im Bewußtsein dieser Schwäche tückisch gegen den beneideten Feind. Während Götz seine Umgebung durch die Macht seines Gemüts und seine männliche Tüchtigkeit anzieht und bestimmt, herrscht Adelheid, wo sie ist, durch den Reiz ihrer Erscheinung, durch berechnende Koketterie, aber auch durch die Sicherheit ihres Egoismus. So knechtet sie Weislingen, entzündet in Franz eine verderbliche Glut, reißt nach dem ersten Entwurf auch Sickingen hin. Weislingen hat Adelheidens gutes Gewissen im Tun des Bösen nicht; er wird durch sein Gewissen immer wieder schwach gemacht. Maria ist ganz weiches Gefühl und versteht auch die Härte nicht, mit der ihr Bruder Götz das Gute durchsetzt. Während Adelheid ihren Gatten wegwirft, sowie er ihren ehrgeizigen Zwecken nicht mehr entspricht, liebt Maria auch den noch, der sie betrogen hat. In der Ehe Adelheidens mit Weislingen ist der Mann das Spiel- und Werkzeug in der Hand der Frau; dagegen ordnet sich Elisabeth ganz in das Leben ihres Gatten ein: was er will, ist auch ihr gut. Götz will sich nur in der ererbten Selbständigkeit ausleben, freut sich an seinesgleichen, will vor den Untertanen nur das Glück voraus haben, daß er sie beglücken kann, darf sich darum auch auf ihre Treue verlassen. Er ist derb, aber treuherzig, im Kampfe ehrlich, selbst gegen Feinde großmütig; im Bewußtsein der Trefflichkeit seines Strebens kümmert er sich um das Reich und seine Ordnungen nichts. Für seine Gegner, die Fürsten, hat es einen besonderen Reiz, ihre Macht auf Kosten anderer zu vermehren; sie benutzen die Berufung auf Kaiser und Reich zum Deckmantel ihrer Herrschsucht, sind im Kampfe hinterlistig und treulos, können daher auch nicht auf die ihrigen rechnen. Durch den Mißbrauch ihrer Herrschaft reizen sie ihre Untertanen, die Bauern, sich mit roher Gewalt ihre Rechte und Freiheiten wieder zu erkämpfen, was aber nur zu blutigen Greueln, nicht zu einer Besserung der Zustände führt.

Diese Figuren werden alle mit gleich lebhafter Gestaltungsfreude dargestellt; doch ist es unverkennbar, daß der Dichter urteilt, Partei ergreift. Die Kraft imponiert ihm sichtlich als solche, ob sie das Gute wirkt oder das Böse. In Götz ist er von Anfang an verliebt, in Adelheid verliebt er sich, indem er ihre bestrickende Macht sich entfalten läßt. Mit seinem Herzen steht er ganz auf seiten des getreuherzigen Götz, der selbst seines Herzens lebt, andre leben lassen kann, seine Freude daran hat, das Leben um sich her zu fördern. Bei dem patriarchalischen Verhältnis Götzens zu den seinigen verweilt er mit großer Vorliebe, zeichnet aber auch das höfische Treiben zu Bamberg mit gutem, lustigem Humor. Daß Götz in der Redlichkeit, Billigkeit seiner ganzen Denkweise vom fixierten Rechte nicht viel hält, nimmt ihm der Dichter offenbar gar nicht übel; und er haßt mit ganzer Seele die heuchlerischen Verehrer des Gesetzesbuchstabens, die mit ihrer Rechtskunde nur den Arglosen, den Schwachen übervorteilen und unterdrücken. Den Rechtssinn schätzt er über alles; an der Rechtssatzung weiß er überhaupt nichts Gutes zu finden. So sehr ihn aber Unterdrückung empört, so ist doch die Rache, die nicht auf Besserung, nur auf Zerstörung gerichtet ist, offenbar nicht nach seinem Sinn. Die einfach natürliche Sinnlichkeit ist ihm schön und gut; in einer Heiligkeit, die über sie hinwegschreiten will, sie also unterdrücken muß, kann er nur einen verderblichen, beklagenswerten Wahn sehen. Ebensowenig gefällt ihm eine müßiggängerische Frömmigkeit, eine Wohltätigkeit, die nur zu schenken weiß, ein himmlischer Sinn, der auf der Erde nichts mehr zu tun findet. Der Mensch ist für diese Welt da, soll sich hier rühren; dann wird's ihm auch drüben nicht fehlen.

Darüber also, wie der Dichter im Leben urteilt, läßt er uns keinen Zweifel. Dagegen ist nicht leicht zu erkennen, wie er sich den Gang der Welt zurechtlegt; ja, er hinterläßt uns den Eindruck, daß er einen sicheren Sinn des Geschehens noch nicht entdeckt hat.

Adelheid und Weislingen gehen zugrunde; und der Dichter läßt uns auch sehen, daß das so sein muß. Adelheid ist eine Natur, die nur sich und andre zerstören kann. Denn sie will nur selbst leben — ja nicht einmal leben, nur glänzen; der Trieb, auch Leben um sich zu verbreiten, geht ihr durchaus ab. Sie kann also andre nur für sich brauchen, mißbrauchen, verderben; dadurch fordert sie alle zum Kampfe gegen sich heraus, in dem sie untergehen muß. Freilich hat der Dichter ihr Schicksal nur ganz äußerlich vermittelt, indem er sie durch die Feme gerichtet werden läßt. Weislingen ist nicht genug er selbst, um gut oder um böse zu sein; er ist also von Anfang an nicht lebensfähig. Er geht naturgemäß durch die Frau zugrunde, in der er, der eigenes Leben nicht in sich hat, Leben zu finden hofft. Daß Mariens Schicksal ebenfalls notwendig, in ihr, nicht bloß in den Verhältnissen begründet ist, habe ich schon gezeigt. Nur die Hauptsache bleibt ganz undeutlich: wie sich der Dichter das Schicksal Götzens erklärt und zurechtlegt.

Götz sagt einmal: „Wenn die Freiheit uns überlebt, können wir ruhig sterben.“ Da man die Freiheit überhaupt nur im Kampf um sie hat und genießt und jeder einmal sterben muß, können wir es ganz sinnvoll und schön denken, daß Götz endlich im Kampf um die Freiheit fällt. Und im Tode kann er sich dessen freuen, daß der frische, fröhliche Kampf um die Freiheit, den er übernommen und fortgesetzt hat, nach seinem, des einzelnen Freiheitskämpfers, Tode lustig weitergehen wird. Aber Götz fällt nicht bloß im Kampf um die Freiheit, sondern kann seine eigene Freiheit nicht sicher behaupten.

Äußerlich vermittelt wird sein Untergang durch seine Teilnahme an dem Bauernkrieg. Nun erfahren wir in der ersten Bearbeitung nur nachträglich, daß er die Führung der aufrührerischen Bauern übernommen habe, weil sie ihm mit Brand und Mord drohten. Damit rechtfertigt ihn der getreue Lerse. Es ist das leider für einen Götz keine ge-

nügende Entschuldigung. So hat sich also Götz, der sich gegen fürstliche Feinde, gegen die Reichsacht behauptete, durch einen rasenden Pöbel bestimmen lassen, etwas zu tun, das er von sich aus nicht getan hätte? Damit wäre ein Götz gerichtet. In der zweiten Bearbeitung wird uns vorgeführt, wie Götz Führer der Bauern wird. Jetzt bestimmen ihn nicht die Drohungen der Bauern, sondern die von einem adeligen Freund nahegelegte, für einen Götz überzeugende Erwägung, daß er als Führer der Bauern beiden kämpfenden Parteien, also dem allgemeinen Wohl nützen könne. Er nimmt somit den Bruch seines gegebenen Worts, eine Verfehlung gegen den Kodex ritterlicher Ehre, auf sich, um das wirklich, sachlich Gute zu tun. Damit hat er sich nicht bloß in seinem Charakter behauptet, sondern sogar den höchsten Gipfel der Selbständigkeit erreicht. Aber er vermag sich nicht darauf zu halten. Wie alles schief geht, er die Bauern nicht zu zügeln vermag, mit ihnen geschlagen und gefangen wird: da bricht er zusammen; seine Seele versinkt in mutlose Finsternis, so daß er nicht mehr zu erkennen ist. „Der [Götz] ist lang hin," ruft er aus; „sie haben mich nach und nach verstümmelt, meine Hand, meine Freiheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf, was ist an dem?" „Die Wurzeln meiner Kraft sind abgehauen." Er hat sich überlebt, hat die Edeln überlebt — hat die Freiheit überlebt. Indem er stirbt, läßt er den seinigen den Eindruck, daß die Welt ein Gefängnis, Freiheit nur droben sei.

Wir fragen uns bestürzt: Sind denn wirklich die Wurzeln von Götzens Kraft abgehauen? Lebte er wirklich von seinen Gütern, seinem guten Ruf, seiner Freizügigkeit (denn nur die war ihm zu nehmen), seiner Hand? War nicht der Urquell seines Lebens ein heilig glühend Herz? das ihm doch niemand rauben konnte? Darf ein Götz fragen: „Was liegt an dem? — an meinem Herzen?" — Goethes „Götz" entläßt uns mit dem trostlosen Gedanken,

daß die Welt, die Verhältnisse und das Schicksal mächtiger ist als das Herz; daß, wenn alles zusammen sich gegen den Menschen verschwört, das frischeste, beste, tapferste Herz geknickt wird. Oder sollen wir die Erklärung von Götzens dumpfer Verzweiflung darin suchen, daß „die Hand des Herrn" sich schwer auf ihn gelegt hat, damit er die Freiheit, die es auf der Erde nicht gibt, droben suche? Will uns Goethe zum Schluß die Frage vorlegen, ob nicht Maria, die ihres Bruders Kampfeslust nie billigt, das Leben richtiger versteht? ob nicht sein Sohn Karl, der ins Kloster geht, den richtigeren, näheren Weg zur wahren Freiheit wählt? Aber dann hätte der Dichter durch neun Zehntel seines Stücks den Leser kunstvoll in einen Irrtum verstrickt. Oder will er in uns den trotzigen Mut erwecken, daß wir frei aus unserem eigenen Herzen leben, so lange es geht, auch mit der drohenden Aussicht, im Kampf um die Freiheit vielleicht nicht bloß verstümmelt, beraubt, beschimpft, getötet, sondern auch innerlich geknickt zu werden? Oder hat er den Schluß seines Werks selbst nicht mehr klar gefühlt, geschaut? Was sich vielleicht in den prophetischen, ungötzischen und ungoethischen Redensarten verrät, mit denen Götz stirbt.

Daß der Schluß des Götz unbefriedigt ausfallen muß, hat darin seine Ursache, daß der Dichter nicht über den Parteien steht, deren Kämpfe er vorführt, sondern selbst Partei genommen hat. Goethe leitet in „Dichtung und Wahrheit" die Mängel der ersten Bearbeitung aus dem Umstande ab, daß er sich in die Figur der Adelheid mehr und mehr selbst verliebte. Die Komposition des ersten und des zweiten „Götz" leidet unter der Vorliebe des Dichters für seinen Haupthelden, die ihn freilich auch befähigt hat, dessen Gestalt mit einer erquickenden Frische hinzuwerfen. Während Götz mit überzeugender Klarheit und Wärme die Kraft und Güte seines Herzens vor uns entfalten darf, hat der Dichter dessen Gegnern nicht verstattet, uns ebenso an-

schaulich und überzeugend zu zeigen, daß auch sie mit redlicher Absicht, ob auch vielleicht mangelhaftem Verständnis, das Gute, Lebenfördernde schaffen möchten. Weislingen fragt allerdings Götzen: „Darfst du die Fürsten schelten, daß sie ihrer Leut und Länder Bestes wahren?“ Und er sucht zu zeigen, daß dem wirklich so sei. Aber er gibt ja seine Meinung bald selbst auf, und wenn er später wieder auf die Seite der Fürsten tritt, so tut er's sichtlich ohne Überzeugung, unter dem Bann Adelheidens und aus Haß gegen Götz. Was wir in Bamberg von dem Treiben der Gegner Götzens zu sehen bekommen, macht uns nicht den Eindruck, daß sie in gemeinnützigem Sinn fruchtbare Gedanken verwirklichen wollten. Goethe hat darin sein Vorbild Shakespeare nicht erreicht, der auch dem schlimmsten Bösewicht gestattet, sein Recht, wie er es versteht, mit Kraft darzulegen. Weil aber Götz unterliegen muß und die siegenden Gegner im Drama kein Recht gegen ihn haben dürfen, so glaubt nicht bloß Götz, so glauben auch wir, daß mit ihm die Freiheit selbst untergehe. Goethe hat das „und so weiter“ nicht angedeutet, mit dem Lenau seine Albigenser schließt. Wir müssen uns vielmehr erst aus der wirklichen Geschichte erinnern, daß der Untergang des einen Freiheitshelden immer den nächsten begeistert, in die Lücke zu treten, die er gelassen. Es ist nicht der Dichter, der uns erbaut, sondern wir können seine Dichtung erst erbaulich finden, wenn wir seine Einseitigkeit durchschaut haben.

Endlich ist zu bedauern, daß der Dichter einen Gedanken, der zu einem tieferen Verständnis des Lebens führen mußte, nur angedeutet, nicht in die ganze Dichtung hineingewirkt hat. Der sterbende Weislingen gibt sich folgende Erklärung seines verfehlten Lebens: „Wir Menschen führen uns nicht selbst; bösen Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Mutwillen an uns üben.“ Scheiden wir aus diesem Gedanken die Stimmung aus, womit der unglückliche Weislingen ihn haben muß, und

übertragen wir ihn dann auf Adelheid, Götz, die Fürsten, die Bauern, den Kaiser, auf alle die kleinen und großen Menschen, die in diesem Stück zusammenwirken: so versinkt das Peinliche des einzelnen Menschengeschicks in der Rätselhaftigkeit der Natur, die neben einem Götz einen Weislingen und eine Adelheid erzeugt, in der Rätselhaftigkeit der Geschichte, die durch so krause und schmerzliche Vermittlungen die Persönlichkeit entfaltet. Daß aber der Dichter mit dieser Stimmung nicht das ganze Drama durchtränken kann (unbeschadet der leidenschaftlichen Erregung, worein die einzelne handelnde Person bei der Enge ihres Horizonts durch den Kampf um ihre Wünsche kommen muß), das ist wieder in der Vorliebe begründet, die der Dichter für seinen Helden hat.

5.

Doch steht Goethe dieser Stimmung näher, als man von seiner Jugend erwarten sollte. Sie klingt schon an in dem Lustspiel des Leipziger Studenten: „Die Mitschuldigen"; sie ist der Untergrund der übermütigen Laune in den Farcen aus den Jahren 1773 und 74. Und sie mildert diese zum Teil sehr kecken Produkte, so daß sie erträglich, ja erfreulich werden.

Nach „Dichtung und Wahrheit" deuten „Die Mitschuldigen", ohne daß sich doch der Dichter dessen bewußt gewesen wäre, „auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf." Mit dieser Erklärung tut der alternde Goethe seiner Jugendarbeit unrecht (wie auch dem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten", auf das sie sich mitbezieht). Denn wenn wir überhaupt das moralische Urteil in Kraft treten lassen, so ist das Lustspiel ein recht bedenkliches, ja abstoßendes Ding. Man denke! Der Lump Söller bestiehlt Alcest und bekommt da-

durch Gelegenheit, ein Rendezvous desselben (eines früheren Liebhabers) mit seiner Frau zu belauschen, deren Vater zuvor, von Neugier gepeinigt, in Alcestens Zimmer nach einem Brief suchte. Der Vater verrät, um seine Neugier zu befriedigen, die Tochter als Diebin (die ihn ihrerseits für den Dieb hält); der Liebhaber glaubt an das Vergehen der Geliebten und ist nicht eben unglücklich darüber, weil es ihm helfen kann, ihre spröde „Tugend" zu brechen. Endlich kommt die Wahrheit heraus, und nun versöhnen sich alle: Mann und Frau, Ehegatte und Galan, Vater und Tochter — weil sie alle (wie man in Schwaben sagt) „Dreck am Stecken haben". Denken wir in dieser Szene überhaupt an die moralische Zurechnung, so wird sie gemein. Versetzen wir sie aber auf das Jahrmarktsfest nach Plundersweilern, so ist sie ergötzlich und wir können herzlich lachen. Und lachen sollen wir ja; denn wir sind im Lustspiel. — Nach „Dichtung und Wahrheit" ist auch dieses Stück von dem Dichter erlebt: „Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen, entweder ins Verderben stürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hilfe öfters die Hand geboten." Unter diesen „ernsten, für einen jungen Mann fürchterlichen Erfahrungen" aber entwickelte sich in Goethe, wie er weiter berichtet, „ein verwegener Humor", der ihn (fahren wir fort) das ganze Leben als ein Spiel betrachten ließ, worin es lächerlich wäre, mit moralischem Pathos zu dekretieren: das ist gut, das böse; das soll sein, das darf nicht sein u. s. f. Söllers Völlerei, Dieberei und Eifersucht; Sophiens „Tugend", die dem elenden Gatten recht „warm macht", Alcestens verschlissene und doch hochtrabende Moralität, des braven Schwiegerpapas, Papas und Gastgebers kindische Neugier: das alles sind gleichwertige Narrenpossen. Die Versöhnung dieser wackeren Gesellschaft ist ebenso ernst zu nehmen wie

das, daß sie sich zuvor bestehlen, betrügen und demoralisieren. Allerdings ist die Stimmung in dem Lustspiel, wie Goethe sagt, noch etwas bänglich; ganz heiter, in ganz argloser Keckheit kann der Dichter das Treiben auf dem Jahrmarkt des Lebens noch nicht auffassen und darstellen. Ein paar Jahre nachher hat er die Freiheit dazu gewonnen.

In den Farcen gibt er seiner Antipathie gegen gewisse zeitgenössische Personen und Strömungen mit einer mutwilligen, ja frechen, doch nie giftigen Laune einen höchst ergötzlichen Ausdruck. Man verdirbt sich den Genuß und die sehr ernste Belehrung, die sie gewähren können, wenn man den einzelnen Anspielungen darin nachspürt. Uns genügt es, statt der gleichgültigen Namen die Art der Personen festzustellen, die den Spott des Dichters herausfordern.

Aller moralischen und religiösen Zimpferlichkeit setzt Goethe eine ungeschlachte Grobheit und die derbste Natürlichkeit des Ausdrucks entgegen. Denn er ist hinter das Geheimnis der Welt gekommen:

Kein leicht unfertig Wort wird von der Welt verteidigt,
Doch tut das Niedrigste und sie wird nie beleidigt.

Hinter der religiösen Empfindelei verbirgt sich die unbefriedigte Sinnlichkeit. Da begäffeln sie sich mit den Äuglein und räffeln einander in die Ohren,

Als wollten sie eben alsogleich,
Mit einander ins Bett oder ins Himmelreich.

Die vielgerühmte sittliche Erziehung aber hat sich dem Dichter als die Kunst enthüllt, weise zu verkleistern, was man an der Natur nicht bemeistern kann; als die Anweisung, nach Pflichtgrundsätzen zu schwätzen und sich sittlich zu stellen. Demgegenüber läßt er den ungeschliffenen Hanswurst, an dessen tölpisch-schnüfflicher Art alle Erziehung sich vergeblich abgemüht hat, sich rühmen:

Seht an meine Figur,
Wie harmoniert sie mit meiner Natur,

Meine Kleider mit meinen Sitten:
Ich bin aus dem Ganzen zugeschnitten.

Das ist dem Dichter im Blick auf das „moralisch-politische Puppenspiel" der Welt wichtiger als alle Wichtigtuerei mit Sittlichkeit und Religion:

Drum treib's ein jeder, wie er's kann;
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann.
Der Hoh' stolziert, der Kleine lacht,
So hat's ein jeder wohl gemacht.

Aber auch die fanatischen Prediger des Evangeliums der reinen Natur entgehen dem Spott des Dichters nicht. Man holt sich von der naturgemäßen Lebensweise „verfluchte Indigestionen". Und es ist Goethe auch nicht verborgen geblieben, daß sich hinter phantastisch-tiefsinniger Naturschwärmerei die tierische Begehrlichkeit verstecken kann. Satyros, der vergötterte Waldteufel, darf sich in Sprüchen ergehen, die auf ein Haar einer Parodie des Faust gleichen. Daß aber das Tier sich der Menge als ein Gott darstellen kann, erklärt sich auf die einfachste Weise:

Wer sein Herz bedürftig fühlt,
Find't überall einen Propheten.

Überhaupt ist dem Dichter die leere Verbesserungswut zuwider, ob die Reformatoren mit rationalistischen oder pietistischen oder Rousseauschen Phrasen um sich werfen.

Die Kerls sind vom Teufel besessen,
Schnoppern herum an allen Essen,
Lecken den Weiblein die Ellenbogen,
Stellen sich gar zu wohlgezogen,
Nisten sich ein mit Schmeicheln und Lügen
Wie Filzläus', sind nicht herauszukriegen.

Der Dichter gönnt ihnen das Vergnügen, daß sie ihre löblichen Absichten mit absoluter Deutlichkeit darlegen dürfen. Haman, der die Menschen zum Unglauben bekehren will, der über dieser Sorge weder schlafen noch trinken noch essen kann, stellt dem Kaiser Ahasverus vor:

Du weißt, wie viel es uns Müh' gemacht,
Bis wir es haben so weit gebracht,
An Herrn Christum nicht zu glauben mehr,
Wie's tut das große Pöbelheer.
Wir haben endlich erfunden klug,
Die Bibel sei ein schlechtes Buch,
Und sei im Grund nicht mehr daran
Als an den Kindern Haimon.
Darob wir denn nun jubilieren
Und herzliches Mitleiden spüren
Mit dem armen Schelmenhaufen,
Die noch zu unserm Herrgott laufen.
— — — — — — — — — — —
Aber die leidigen Irrlehren
Der Empfindsamen aus Judäa
Sind mir zum teuren Ärger da.
Was hilft's, daß wir Religion
Gestoßen vom Tyrannenthron,
Wenn die Kerls ihren neuen Götzen
Oben auf die Trümmer setzen.
Religion, Empfindsamkeit
's ein Dreck, ist lang wie breit.
Müssen das all exterminieren;
Nur die Vernunft, die soll uns führen,
Ihr himmlisch klares Angesicht.

Worauf Ahasverus trocken bemerkt:

Hat auch dafür keine Waden nicht.

Hamans Gegner Mardochai ist von gleich feurigem Streben beseelt:

Wem am Herzen tut liegen,
Die Menschen zueinander zu fügen
Wie Krebs und Kalbfleisch in ein Ragu
Und eine wohlschmeckende Sauce dazu,
Kann unmöglich gleichgültig sein,
Zu sehn die Heiden wie die Schwein
Und unser Lämmlein Häuflein zart
Durcheinander laufen nach ihrer Art.
Möcht all sie gern modifizieren,
Die Schwein' zu Lämmern rektifizieren
Und ein Ganzes draus kombinieren,

Daß die Gemeine zu Corinthus
Und Rom, Coloss' und Ephesus
Und Herrenhut und Herrenhag
Davor bestünde mit Schand und Schmach.
— — — — — — — — — — — — —
Ich geh im Land auf und nieder
Kaper' immer neue Schwestern und Brüder
Und gläubige sie all zusammen
Mit Hämmleins Lämmleins Liebesflammen.

Alle diese Weltverbesserer erhalten im Pater Brey eine Abfertigung, die man heute wieder zu geneigtem Studium empfehlen kann. Der Hauptmann Balandrino, mit dessen Braut der falsche Prophet in lauter Freundschaft und Gesprächeslust anbändeln möchte, hält ihm zum Schluß folgende kräftige Standrede:

Er meint, die Welt könnt' nicht bestehen,
Wenn er nicht tät' drauf herum hergehen.
Bild't sich ein wunderliche Streich
Von seinem himmlisch geistigen Reich,
Meint, er wolle die Welt verbessern,
Ihre Glückseligkeit vergrößern,
Und lebt ein jeder doch fortan,
So übel und so gut er kann.
Er denkt, er trägt die Welt auf'm Rücken:
Fäng' er uns nur ein' Weil die Mücken!
Aber da ist nichts recht und gut,
Als was Herr Pater selber tut.
Tät gern eine Stadt abbrennen,
Weil er sie nicht hat bauen können;
Find'ts verflucht, daß ohne ihn zu fragen,
Die Sonn' sich auf und ab kann wagen.
Doch, Herr! damit er uns beweist,
Daß ohne ihn die Erde reißt,
Zusammenstürzen Berg und Tal,
Probier' er's nur und sterb' er einmal.
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinstall nur zusammenfällt,
So erklär' ich ihn für einen Propheten,
Will ihn mit all meinem Haus anbeten.

Der Dichter selbst hält es offenbar mit dem Einsiedler im Satyros:

Ihr denkt, ihr Herrn, ich bin allein,
Weil ich nicht mag in Städten sein.
Ihr irrt euch, liebe Herren mein!
Ich hab' mich nicht hierher begeben,
Weil sie in Städten so ruchlos leben
Und alle wandeln nach ihrem Trieb,
Der Schmeichler, Heuchler und der Dieb.
Das hätt' mich immerfort ergötzt,
Wollten sie nur nicht sein hochgeschätzt.
— — — — — — — — — — —
Ihrer langweiligen Narrheit satt
Bin herausgezogen in Gottes Stadt,
Wo's freilich auch geht drüber und drunter
Und geht demohngeachtet nicht unter.

Ihm ist die sittliche Welt nichts andres als eine zweite Natur. Weder in dieser noch in jener gibt es etwas, das ihn veranlassen könnte, den Blick prüde niederzuschlagen. Im Frühling beobachtet er mit freundlichem Interesse und Behagen,

Daß man auf jeder Blüt und Blatt
Ein Eh'- und Wochenbettlein hat,

und singt Gott in seinem Herzen mit allen Würmelein. Mit demselben unschuldigen Blick sieht er das Liebesleben der Menschen. Den pikanten Reiz, den die natürliche Begierde durch das Verbot bekommt, kennt er nicht. Auf dem Jahrmarkt des Lebens treibt er sich mit Genuß herum; denn ihn freut alles, was aus sich herauslebt, ob's nun gut oder böse aussehe, nützlich oder unnütz, groß oder klein sei, ob es seinen Zweck mit Freundlichkeit, Gewalt oder List erreiche. Nur Prätensionen kann er nicht leiden, die ja immer darauf hinzielen, daß die Welt sich nach dem Kopfe eines einzelnen Menschen richten sollte. Aber auch sie können ihn nicht aus seinem heiteren Gleichmut herausreißen. Sie bringen ihn zum Lachen und gleiten an ihm ab. Sie vermögen es nicht, in ihm die Prätension zu erregen, daß er

die Prätensiösen kurieren sollte. Auch beschleicht ihn bei ihrem Treiben kein Verlangen nach Strafe, nach Rache. Nur unschädlich müssen sie gemacht werden. Dem Pater Brey wird gezeigt, daß eine Schweineherde sein angemessenster Wirkungskreis wäre; dann bekommt er noch die Rede zu hören, die ich oben abgeschrieben, und die ihm bloß zeigen soll, daß er durchschaut sei; und er kann laufen. Der vergötterte Waldteufel wird bloß — als Tier — entlarvt. Er darf sogar noch der einfältigen Menge, die ihn verehrte und jetzt sich über das Tier entsetzt, mit saftiger Grobheit und nicht ohne einen Stachel der Wahrheit die Meinung sagen:

Von euch Schurken keinen Spott!
Ich tät euch Eseln eine Ehr' an,
Wie mein Vater Jupiter getan;
Wollt' eure dummen Köpf belehren
Und euren Weibern die Mücken wehren,
Die ihr nicht gedenkt, ihnen zu vertreiben;
So mögt ihr denn im Dreck bekleiben.
Ich zieh meine Hand von euch ab,
Lasse zu edlern Sterblichen mich herab.

Dann mag er ziehen, ohne für seine Frechheit zu büßen. Auch solche Geschöpfe gehören zu der Welt als Ganzem, die dem Dichter wohlgefällt, wenn er nur die Erlaubnis bekommt (die er sich eben nimmt), darüber zu lachen.

Man sieht, daß der Dichter weder auf Sittlichkeit, noch auf Religion, noch überhaupt auf Ernst Anspruch macht. Aber sein Blick ist heiter, frei und rein. An seiner Reinheit dürfen uns die Punkte, mit denen er, um zarte Gemüter nicht zu verletzen, die Niederschrift seiner Gedichte unterbrechen muß, nicht irre machen. Auch ist ihm, bei allen bösen Anspielungen auf einzelne Persönlichkeiten, persönliche Gehässigkeit fremd. Überall ist's ihm um die Sache, die Art zu tun, nicht um das Individuum. Lesen wir die Farce „Götter, Helden und Wieland", so lachen wir, wenn wir nicht den falschen Sinn mitbringen, doch

nicht über den Hofrat zu Weimar, sondern über eine engbrüstige Imagination, über eine Tugendhaftigkeit, deren Mutter die Schwäche ist, über die Delikatesse der Kleinen u. s. f. Darum ist es auch Goethe in diesem und andern Fällen nicht schwer gefallen, mit den verspotteten Personen ein gutes Verhältnis herzustellen, wenn sie dessen fähig und wert waren.

6.

Endlich haben wir von dem jungen Goethe eine Anzahl Fragmente von Werken, worin er seine Lebensansicht, so weit und tief er konnte, zusammenfassen und künstlerisch darstellen wollte: Mahomet, der ewige Jude, Prometheus, Faust. Natürlich sind nicht bloß zufällige Umstände daran schuld, daß alle diese großangelegten Dichtungen Stückwerk blieben; es reichte dem jungen Manne noch nicht die Kraft, die weittragenden Ahnungen seiner Seele in klare Gedanken und runde Gestalten zu verwandeln. Darum erlassen wir uns auch die unfruchtbare Untersuchung, wie sich Goethe Fortsetzung und Vollendung dieser Fragmente gedacht haben möge — die er sich eben nicht denken konnte. Wir stellen nur die wichtigsten Gedanken heraus, die der Dichter in den vorhandenen Bruchstücken niedergelegt hat, und gehen über den Tatbestand höchstens mit der Frage hinaus, welche Schwierigkeiten die weitere Verarbeitung dieser Gedanken erschwerte und hinderte.

Gestalt und Geschick des ewigen Juden geben Goethe die willkommene Veranlassung, ein Bild von dem verworrenen Zustand der Christenheit zu entwerfen. Seine satirische Laune schont weder die Gläubigen, die über das sündige Geschlecht wehklagen, noch die Weisen, deren non plus ultra zu jeder Zeit war: „Gott zu lästern und den Dreck zu preisen“; weder die Separatisten, die sich ebenso gut im Tempel wie in ihren privaten Versammlungen langweilen könnten, noch die offizielle Kirche, die das Zeichen

von Christi Not für den Bauch ausbeutet. Was er als Christentum gelten ließe, können wir aus den Worten erschließen, mit denen Jesus bei seiner Wiederkunft, von der Erinnerung an sein Erdenleben überwältigt, die Menschheit, die Welt begrüßt:

O mein Geschlecht, wie sehn ich mich nach dir!
Und du, mit Herz- und Liebesarmen
Flehst du aus tiefem Drang zu mir!
Ich komm, ich will mich dein erbarmen!
O Welt voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst dem Grab gebar,
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im ganzen doch nicht sonderlich verstehe.
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich nach meinem Tage drangst,
Die schlangenknotige Begier, in der du bebtest,
Von ihr dich zu befreien strebtest,
Und dann, befreit, dich wieder neu umschlangst:
Das rief mich her aus meinem Sternensaal,
Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn;
Ich komme nun zu dir zum zweitenmal,
Ich säete dann, und ernten will ich nun.

Aber Christus findet nichts zu ernten in der Welt,

Wo man, für lauter Kreuz und Christ
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.

Daß Goethe die Christenheit nicht bloß durch Christus, d. h. ihre angebliche Verehrung für Christus, richten wollte, lassen vielleicht die ganz zusammenhangslosen Verse vermuten:

Es waren, die den Vater auch gekannt.
Wo sind sie denn? Eh, man hat sie verbrannt. —
O Freund, der Mensch ist nur ein Tor,
Stellt er sich Gott als seinesgleichen vor.

Nach „Dichtung und Wahrheit" hätte der ewige Jude auch einen Besuch bei Spinoza machen sollen. Gedanken wie

die letztgenannten hätten wohl ein Thema zu einem Gespräch mit dem Philosophen gegeben. Aber wir wissen nicht, wie sich Goethe die Szene ausdachte.

Wie einst Clavigo und Carlos, schlagen wir im Urfaust Faust und Mephistopheles in eine Person zusammen, um uns das Verständnis zu erleichtern. Faust ist durch seine Zeit verbildet worden. Statt in der lebendigen Natur, da Gott die Menschen hineinschuf, hat er sein Leben über Büchern und Papier hingebracht; statt zu genießen und zu wirken, hat er in Worten gekramt und andre dieselbe Kunst gelehrt; in all seiner Gelehrsamkeit steckt nicht ein Funke von Erkenntnis. Aber das lang unterdrückte Sehnen des Herzens bricht endlich mit Urgewalt durch. Und zwar will Faust jetzt nicht etwa wie ein Gott das Leben sub specie aeternitatis schauen und als bloßes erhabenes Schauspiel genießen, sondern als Mensch in das Erdenleben selbst hineintreten, obgleich er vor dessen Anblick, als einem schrecklichen Gesicht, mit Grauen zurückbebt. — Nebenbei läßt sich's der Dichter nicht entgehen, der Gegenwart ihre Afterbildung im Hohlspiegel der Satire zu zeigen. Dem Faust, den alles angebliche Wissen unbefriedigt läßt und der nicht mehr in Worten kramen mag, wird Wagner gegenübergestellt, dem sehr am Herzen liegt, seine leeren Worte gut vortragen zu lernen, der gar glücklich ist, in einer Zeit zu leben, die es überall so herrlich weit gebracht. Mephistopheles aber zeichnet dem angehenden Jünger dieser falschen Weisheit mit boshafter Laune vor, welche Genüsse seiner warten. — Dann treffen wir Faust in dem Leben, nach dem er sich gesehnt. Zunächst in einer Gesellschaft roher, doch nicht geistloser Gesellen, denen es mit seiner Beihilfe „so kannibalisch wohl wird als wie fünfhundert Säuen". Davon hat er mit einem Male genug, obgleich er dergleichen Sozietät jede Nacht haben könnte. Dann aber erweckt Gretchen in ihm zugleich die rohe Begierde, ja den frechen Stolz auf seine Kraft und Kunst zu verführen, und die zarte Sehn-

sucht nach unschuldigem Liebesglück. Aber das Gefühl, so mächtig es momentan anschwillt, wird nur zum Kuppler der Sinne; Faust verführt Gretchen und überläßt sie im unwiederbringlichen Elend bösen Geistern und der richtenden, gefühllosen Menschheit. Indem Gretchen sich in höchster Not mit Grauen von ihm abwendet und dem Gericht Gottes übergibt, bleibt ihm das entsetzliche Gefühl, daß sein großdenkendes, tiefempfindendes Herz an einen Schandgesellen geschmiedet ist.

Wie Faust von diesem Drucke wieder befreit werden könne; wie er, der gegen sich rast, mit sich wieder sich versöhnen könne: das ist in dem Fragment nicht angedeutet. Es verrät uns auch kein Wort des Dichters, daß Faust gerettet werden müsse. Nur aus der Höhe des Sinns, der Faust antrieb, sich in die Welt zu wagen, um alles Glück und Wehe der Erde zu erproben, können wir die Hoffnung schöpfen, daß er in dieser selbstgeschaffenen Not nicht untergehen werde. Auch zeigt Faust neben seiner Genuß- und Selbstsucht eine solche Tiefe des Mitgefühls mit dem Jammer der Menschheit, daß wir nicht zu fürchten brauchen, der „Übermensch“ (v. 138) werde seine Größe darin suchen, mit dem Wohl und Wehe anderer frech zu spielen. Wie sich aber der Dichter Faustens weitere Entwicklung denkt, ist aus dem Fragment nicht zu erraten.

Prometheus kennen wir aus der berühmten Ode als den trotzigen Empörer, der Zeus die Ehre versagt; der den Donnerer herausfordert, seine Macht gegen ihn zu gebrauchen, mit der er ihm nichts nehmen könne, wie er ihm auch nichts gegeben habe; der alles nur seinem heilig glühenden Herzen verdankt und verdanken will; der im stolzen, freudigen Gefühl der eigenen Existenz ein Geschlecht von Menschen schafft, die leidend und genießend des Zeus so wenig achten wie er. Nach den vorhandenen beiden ersten Akten des gewaltigen Dramas ist das Verhältnis des Prometheus zu Zeus nicht so einfach. Prometheus hat als

Kind der Götter Fürsorge genossen und ihnen dafür auch den Gehorsam der Kindheit geleistet. Zur Selbständigkeit herangewachsen, schätzt er die Wohltaten, die sie ihm erwiesen, nicht mehr so hoch. Sie haben sein Herz nicht bewahrt vor Schlangen, die es heimlich neidschten, haben seinen Busen nicht gestählt zu trotzen den Titanen; und sie haben den armen Sprößling gebildet nach dem Winde ihrer Grillen. Auch hat er sie jetzt als Vasallen erkannt einer Macht, unter der er selbst auch steht und neben ihnen stehen will: des Schicksals. Sie mögen also beschützen, was sie haben; in dem Kreise aber, den seine Wirksamkeit erfüllt, will er von ihnen unbelästigt sein. Dem Bruder, der ihn mahnt:

Dein Eigensinn verkennt die Wonne,
Wenn die Götter, du,
Die Deinigen und Welt und Himmel all
Sich ein innig Ganzes fühlten —

antwortet er schroff:

Ich kenne das!
Ich bitte, lieber Bruder,
Treib's, wie du magst, und lass' mich!

Also von ihm aus, nachdem er aus der Kindheit getreten, allerdings unbeugsamer Trotz. Aber zu Minerva, der Tochter des Zeus, steht er in einem merkwürdig freundlichen Verhältnis. Sie ehrt den Vater und liebt Prometheus. Was sie Prometheus immer war und noch ist, drückt er mit den Worten aus:

Du bist meinem Geist,
Was er sich selbst ist;
Sind von Anbeginn
Mir deine Worte Himmelslicht gewesen!
Immer als wenn meine Seele zu sich selbst spräche,
Sie sich eröffnete
Und mitgeborne Harmonien
In ihr erklängen aus sich selbst.

Das waren deine Worte.
So war ich selbst nicht selbst,
Und eine Gottheit sprach,
Wenn ich zu reden wähnte,
Und wähnt' ich, eine Gottheit spreche,
So sprach ich selbst.

Dieser Göttin nun, die aus ihm redet, erklärt er wieder:

Welch ein Recht
Ergeizen sich die stolzen
Bewohner des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie sind mein, und mein ist ihr Gebrauch.

Von ihr läßt er sich sagen, daß er die Bürde, die ihm die Götter mit feierlichem Ernste auf die Schulter legten, bisher getragen habe, um der Freiheit wert zu sein, und daß sein Haß ungerecht sei:

Den Göttern fiel zum Lose Dauer
Und Macht und Weisheit und Liebe.

Wie aber Prometheus sich den Göttern gleichstellt, an den Statuen, die er geformt, seine eigene Schöpferkraft zeigt, und gegen Minerva, wie zuvor gegen Merkur, ablehnt, die Belebung seiner Geschöpfe durch Unterwerfung zu erkaufen, da schließt sie:

Und sie sollen leben!
Dem Schicksal ist es, nicht den Göttern,
Zu schenken das Leben und zu nehmen;
Komm, ich leite dich zum Quell des Lebens all,
Den Jupiter uns nicht verschließt:
Sie sollen leben und durch dich! —

Wie stellt sich nun Jupiter zu dem Greuel, dem Hochverrat, den ihm Merkur meldet? Er nimmt die Kunde, daß Minerva dem rebellischen Prometheus ermöglichte, seine Geschöpfe zu beleben, mit souveränem Gleichmut auf:

Sie sind! und werden sein!
Und sollen sein!

— — — — — — — — —

Kind der Götter Fürsorge genossen und ihnen dafür auch den Gehorsam der Kindheit geleistet. Zur Selbständigkeit herangewachsen, schätzt er die Wohltaten, die sie ihm erwiesen, nicht mehr so hoch. Sie haben sein Herz nicht bewahrt vor Schlangen, die es heimlich neidschten, haben seinen Busen nicht gestählt zu trotzen den Titanen; und sie haben den armen Sprößling gebildet nach dem Winde ihrer Grillen. Auch hat er sie jetzt als Vasallen erkannt einer Macht, unter der er selbst auch steht und neben ihnen stehen will: des Schicksals. Sie mögen also beschützen, was sie haben; in dem Kreise aber, den seine Wirksamkeit erfüllt, will er von ihnen unbelästigt sein. Dem Bruder, der ihn mahnt:

Dein Eigensinn verkennt die Wonne,
Wenn die Götter, du,
Die Deinigen und Welt und Himmel all
Sich ein innig Ganzes fühlten —

antwortet er schroff:

Ich kenne das!
Ich bitte, lieber Bruder,
Treib's, wie du magst, und lass' mich!

Also von ihm aus, nachdem er aus der Kindheit getreten, allerdings unbeugsamer Trotz. Aber zu Minerva, der Tochter des Zeus, steht er in einem merkwürdig freundlichen Verhältnis. Sie ehrt den Vater und liebt Prometheus. Was sie Prometheus immer war und noch ist, drückt er mit den Worten aus:

Du bist meinem Geist,
Was er sich selbst ist;
Sind von Anbeginn
Mir deine Worte Himmelslicht gewesen!
Immer als wenn meine Seele zu sich selbst spräche,
Sie sich eröffnete
Und mitgeborne Harmonien
In ihr erklängen aus sich selbst.

Das waren deine Worte.
So war ich selbst nicht selbst,
Und eine Gottheit sprach,
Wenn ich zu reden wähnte,
Und wähnt' ich, eine Gottheit spreche,
So sprach ich selbst.

Dieser Göttin nun, die aus ihm redet, erklärt er wieder:

Welch ein Recht
Ergeizen sich die stolzen
Bewohner des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie sind *mein*, und mein ist ihr Gebrauch.

Von ihr läßt er sich sagen, daß er die Bürde, die ihm die Götter mit feierlichem Ernste auf die Schulter legten, bisher getragen habe, um der Freiheit wert zu sein, und daß sein Haß ungerecht sei:

Den Göttern fiel zum Lose Dauer
Und Macht und Weisheit und Liebe.

Wie aber Prometheus sich den Göttern gleichstellt, an den Statuen, die er geformt, seine eigene Schöpferkraft zeigt, und gegen Minerva, wie zuvor gegen Merkur, ablehnt, die Belebung seiner Geschöpfe durch Unterwerfung zu erkaufen, da schließt sie:

Und sie sollen leben!
Dem Schicksal ist es, nicht den Göttern,
Zu schenken das Leben und zu nehmen;
Komm, ich leite dich zum Quell des Lebens all,
Den Jupiter uns nicht verschließt:
Sie sollen leben und durch dich! —

Wie stellt sich nun Jupiter zu dem Greuel, dem Hochverrat, den ihm Merkur meldet? Er nimmt die Kunde, daß Minerva dem rebellischen Prometheus ermöglichte, seine Geschöpfe zu beleben, mit souveränem Gleichmut auf:

Sie sind! und werden sein!
Und sollen sein!

— — — — — — — — — —

Das Wurmgeschlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen, wenn sie meiner Vaterleitung folgen;
Weh ihnen, wenn sie meinem Fürstenarm
Sich widersetzen.

Doch will er nicht, daß Merkur seine Güte, seine Macht dem armen, erdgebornen Volke verkünde:

Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele sich göttergleich.
Sie werden dich nicht hören, bis sie dein
Bedürfen. Überlaß sie ihrem Leben.

Und so beginnen die Menschen sich unter Leitung des Prometheus auf der Erde häuslich einzurichten.

Minerva hatte also den Sinn des Vaters richtiger verstanden als Merkur. Von Minerva aber strömen Prometheus die Gedanken zu, die sein Herz schwellen. Also ist seine Auflehnung gegen Jupiter ebenfalls von Minerva inspiriert, von Jupiter gewollt. Von Minerva getrieben, unterscheidet Prometheus (fälschlich) zwischen den Göttern, den Vasallen, und dem rechten Herrn der Götter und seiner selbst, dem Schicksal; von ihr gereizt will er die Einmischung der Götter aus dem Kreis, den seine Wirksamkeit erfüllt, ausschließen. Gott will nicht, daß sich der Mensch immer in kindlicher Furcht nach ihm umsehe, immer in kindlicher Angst an ihn hänge. Er gibt dem Menschen das heilig glühende Herz, daß er sich in Freud und Leid sein Leben selbst schaffe; daß er sich in diesem Sinne mit seinesgleichen verbinde.

Daß nach der beschriebenen Entwicklung der bekannte Hymnus des Prometheus nicht den dritten Akt einleiten konnte, braucht keine weitere Begründung. Irreführend ist aber auch die Schlußbemerkung: „Minerva tritt auf, nochmals eine Vermittlung einleitend.“ Jupiter hat ja mit seinem „noch nicht!“ einstweilen jede Vermittelung abgelehnt; dieses Einstweilen aber füllt die ganze Geschichte der Menschheit aus. Prometheus muß in seinem Trotz, ja in

seinem ungerechten Haß fortfahren; denn sein Trotz ist die treibende Kraft, seine Verblendung die Bedingung der von Jupiter gewollten freien Entwicklung der Menschen. Der Schluß des Dramas könnte nur sein, daß Prometheus vor den Augen der Menschen von Jupiters Blitz erschlagen würde, um nachträglich ohne menschlichen Zeugen von den Göttern zu erfahren, daß und warum sie ihn in seine Empörung hineingehetzt haben. Denn das geheime Wohlgefallen Jupiters an seinem rebellischen Sohn dürfen die Menschen nicht erfahren, solange sie erst selbständiges Schaffen zu lernen haben. Darum darf dieses Mysterium nie ein sicheres Wissen der Menschheit werden. — Lessing hat dem „Prometheus" beim ersten Lesen abgemerkt, daß sein Dichter spinozistisch denke.

Von Mahomet haben wir nur drei Stücke: einen einsamen, nächtlichen Hymnus Mahomets; ein Gespräch von ihm mit seiner Pflegemutter Halima; einen Gesang zweier Jünger auf ihn. Wir gehen am besten von dem letzteren aus, der in Goethes Gedichte als Mahomets Gesang aufgenommen worden ist. Im Hintergrunde steht der Gedanke, daß das Menschenleben, dem Kreislaufe des Wassers gleichend, von Gott ausgeht, um zu Gott zurückzukehren. Wer in dieser allgemeinen Bewegung des Lebens näher beim Himmel seinen Ursprung hat, strebt mit größerer Wucht dem Vater Ozean zu, zieht unterwegs die schwächeren Brüder niedrigeren Ursprungs an sich, die für sich zum Ozean nicht sich durchfinden, nicht durchbrechen könnten, und wird Triebkraft und Sammelort einer reichen Entfaltung gemeinsamen Lebens. Ein solcher religiöser Genius ist Mahomet, unter dessen Einfluß die bewundernden Jünger natürlich auch dieses Verständnis des Lebens gewonnen haben. In Mahomets nächtlichem Hymnus wendet sich dessen liebendes, sehnendes Herz an Gad, seinen freundlichen Stern, an Mond und Sonne mit der Bitte:

Sei mein Herr du, mein Gott! ...
Laß, laß nicht in der Finsternis
Mich irren mit irrendem Volk!

Aber Sterne, Mond und Sonne erleuchten ihm nur in periodischem Wechsel seinen dunklen Pfad; darum drängt Mahomets Sehnsucht höher hinauf:

Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du, alliebender, du,
Der die Sonne, den Mond und die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und mich!

Der religiöse Genius hat entdeckt, daß er bei keinem Mittelwesen, nur in dem Urquell des Lebens selbst die Befriedigung seiner Sehnsucht finden werde. Mahomets Gespräch mit Halima aber zeigt uns, daß er mit seiner Offenbarung den Mitlebenden ein geistesschwacher Tor erscheint — diesen Mitlebenden, deren Verständnislosigkeit für die Ganzheit seines Gefühls ihn eben genötigt hat, das Herz des Vaters zu suchen.

In „Dichtung und Wahrheit" berichtet Goethe, er habe in dem „Mahomet" alles darstellen wollen, „was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag, und wie es dabei gewinnt und verliert." Angeregt habe ihn zu dem Plane der Dichtung, daß er sah, wie Lavater und Basedow geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchten und dadurch in die Gefahr gerieten, das Obere dem Unteren aufzuopfern. Mahomet sollte bei der Verbreitung seines ursprünglich rein und tief gefühlten Glaubens zur Gewalt, zur List seine Zuflucht nehmen, endlich gar seine Lehre zum Vorwand irdischer Zwecke erniedrigen, im Angesichte des Todes aber zu sich selbst zurückkehren. — Als Goethe diesen Bericht niederschrieb, hatte er nach seiner eigenen Angabe nur den sogenannten Gesang Mahomets vor Augen, der nachweislich gedichtet wurde, ehe Goethe mit Lavater und Basedow in nähere Beziehungen trat. In den Fragmenten, die uns vorliegen, ist nicht darauf hin-

gedeutet, ist auch nicht ausgeschlossen, daß Mahomet vorübergehend von sich selbst abfallen sollte. Aber weder das Wesen des Dramas, noch die Geschichte Mahomets, noch die gemeine Erfahrung erlauben es, daß Mahomet dem Glauben an ihn, den Ali und Fatema in ihrem Wechselgesang zum Ausdruck bringen, rein und stetig entspreche. Goethe mag also wohl die skizzierte Entwicklung Mahomets von Anfang an geplant, in der inneren Verarbeitung derselben aber durch die Beobachtungen an Lavater und Basedow beeinflußt worden sein. —

Also überall in diesen Fragmenten tiefe Ahnungen und kühne Gedanken, bei deren Durchführung und Gestaltung doch dem Dichter-Denker die Kraft versagt. Faust und Prometheus lassen auch ziemlich deutlich erkennen, wo er an seine Grenze stößt. Im Faust hat er die notwendige Szene übersprungen, da zu Faust Mephistopheles hinzu-, aus Faust vielmehr Mephistopheles hervortritt. Mit andern Worten: Goethe kann noch nicht begreifen, noch nicht darstellen, wie der „gute", von reiner Sehnsucht und hohem Streben beseelte Mensch „böse", ein Schädling wird. Und in beiden Dramen kann er nur den Zwiespalt beschreiben, in den der Mensch mit sich selbst und mit seinem Gott gekommen ist, die Aufhebung dieses Zwiespalts aber nicht einmal andeuten. Verbinden wir damit den Eindruck, den das „moralisch-politische Puppenspiel" macht, so kommen wir zu dem Schluß, daß Goethe bis zu der Grenze dieser Periode sich wohl über die Widersprüche des Lebens in keckem Humor erheben, sie aber noch nicht in ernstem Denken auflösen kann.

Drittes Kapitel.

Lehrhaftes.

1.

Goethe hat von dem Vater die lehrhafte Art geerbt. Der Leipziger Student moralisiert in seinen Briefen mit großem Eifer, ob er nun die Schwester erzieht, sich gegen Fremde expektoriert, mit Freundinnen plaudert oder sich bei Öser für genossene Anregung bedankt. Doch wollen wir seine zerstreuten Bemerkungen über Leben und Treiben der Menschen nicht sammeln, da sie wenig Ursprünglichkeit und Zusammenhang haben. Früher als über das Menschenleben machte er sich über Poesie und Kunst freiere und tiefere Gedanken; und als er auch das Leben mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenem Urteil zu werten begann, überträgt er sichtlich Gedanken über die Kunst auf das sittliche Gebiet. Darum beginnen wir mit den ästhetischen Ansichten, die er in dieser Zeit hatte*).

Sein Schäferspiel kopiert er, wie er der Schwester schreibt (12. Okt. 67), sorgfältig nach der Natur, „eine Sache, die der dramatische Schriftsteller als die erste seiner Pflichten erkennen muß." Die Natur ist ihm also eine

*) Für dieses ganze Kapitel sind insbesondere benutzt worden: die Rede zum Shakespearestag; die Rezensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen; die beiden theologischen Briefe; „Aus Goethes Brieftasche".

Vorschrift für den Künstler; dieser hat die Pflicht, sie sorgfältig nachzuahmen. Dabei kann er natürlich auch von den Künstlern lernen, die es darin zur Vollkommenheit gebracht haben; z. B. von den Griechen, deren Fürtrefflichkeit in etwas anderem zu suchen ist als in der Bildung der Schönheit, die das Falsche mehr scheuten als das Häßliche. Daß Goethe das Ideal der Schönheit in Einfalt und Stille setzt, läßt sich damit wohl vereinigen: es ist nichts wahr, als was einfältig ist; die natürliche Empfindung hat wohl Pathos, macht aber keinen Lärm, kein Geschrei von sich. Goethe wünscht von dem Dichter, daß er ihn etwas empfinden mache, was er nicht gefühlt, etwas denken mache, was er nicht gedacht hat. Empfindung und Gedanke liegen aber für ihn (darin ist er wieder bloß natürlich) nicht auseinander, sondern ineinander: „ich kann nichts empfinden, wo nichts gedacht ist."

Von hier aus ist nur noch ein kleiner Schritt zu der Erkenntnis, daß die Kunst, die Dichtung nicht Nachahmung, sondern Produkt der Natur ist. Herder hat Goethe den Gedanken vorweggenommen, „daß Gedank' und Empfindung den Ausdruck bildet"; weil aber Goethe selbst schon unmittelbar vor dieser Einsicht stand, konnte er sich ihrer sofort mit größter Sicherheit bedienen. Von nun an müht er sich nicht mehr mit der Natürlichkeit als einer Aufgabe ab, sondern hat sich nur zu hüten, daß er sich nicht zur schlappen Zeit, da Gedank' und Empfindung ihn nicht in stärkere Bewegung versetzen, zum unnatürlichen Schaffen hetze. „Natürlich" kann ja nur das Kunstwerk werden, das der ungesuchte Ausdruck einer natürlichen, echten, wirklichen Empfindung ist.

Das gilt unmittelbar von dem lyrischen Dichter, mit besonderer Deutlichkeit von dem Sänger der Liebe. Wie sich Goethe dessen Werden denkt, hat er uns mit größter Klarheit und Innigkeit an einem Orte gesagt, wo man so was nicht eben sucht (in der Besprechung der „Gedichte

eines polnischen Juden"); da seine Expektoration auch auf seine Auffassung des Sittlichen ein Licht wirft, wollen wir sie fast vollständig mitteilen.

„Laß, o Genius unseres Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere, alle ihre Reize ausstellten; dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder los riß, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmut einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Tränen und Sympathien endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann alle seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Torheiten und Resipiszenzen mit dem Mut eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete! Des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genügten. Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld, laß ihn ein Mädchen finden seiner wert! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmut, sich in stillem Familienkreis häuslicher, tätiger Liebe glücklich entfaltet hat, . . . deren stets liebewirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mitgebornen Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch

etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldnen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte! Laß die beiden sich finden: beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall er ahndend und hoffend und genießend, ‚was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Tränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin.‘ Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale . . .“

Nicht anders als die Entstehung des Liedes ist der Ursprung aller andern Poesie zu denken. Das ist es, was ihn jetzt die Griechen, Homer, Theokrit, Sophokles lehren. „Erst Intermezzo des Gottesdiensts, dann feierlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne große Handlungen der Väter dem Volk, mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit, erregte ganze große Empfindungen in den Seelen, denn es war selbst ganz und groß.“ Dies ist auch das Geheimnis Shakespeares. „Ich schäme mich oft vor Shakespeare; denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke, das hätt’ ich anders gemacht. Hinterdrein erkenn ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romangrillen aufgetrieben.“ Welches das eigene, lebendige, natürliche Interesse ist, das Shakespeare zum „Weissagen“ treibt, sagt Goethe nicht; doch können wir es aus seiner Charakteristik des verehrten Meisters erschließen: „Shakespeares Theater ist ein großer Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unseren Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine

Plane; aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigentümliche unseres Ich's, die prätendierte Freiheit unseres Wollens, mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt.“ Shakespeare liebt die Fülle des Lebens und hat ein besonderes sympathisches Interesse an dem Konflikt der sich frei dünkenden, für ihre Freiheit kämpfenden Persönlichkeit mit der Notwendigkeit des Schicksals: das macht ihn zum Dichter, zum Dramatiker.

Es gilt für Goethe ganz allgemein von allen Künsten: „Was der Künstler nicht geliebt hat, nicht liebt, soll er nicht schildern, kann er nicht schildern.“ Als Liebender sieht der Künstler überall „die heiligen Schwingungen und leisen Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet.“ „Das ist es, was immer durch die Seele des Künstlers webt, was in ihm nach und nach sich zum verstandensten Ausdruck drängt, ohne durch die Erkenntnis hindurchgegangen zu sein.“ Das Straßburger Münster überzeugt ihn Tritt für Tritt: „daß Schöpfungskraft im Künstler sei aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maße und des Gehörigen, und daß nur durch diese ein selbständig Werk, wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft, hervorgetrieben werden.“

Darum gibt es für den Künstler keine Regel, wohl aber eine Form, „die sich von jener unterscheidet wie der innere Sinn vom äußern; die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt sein will.“ Die Sache ist einfach genug: „Unser Kopf muß übersehen, was ein anderer Kopf fassen kann; unser Herz muß empfinden, was ein anderes füllen mag.“ Der Künstler muß, was ihn bewegt, in dem Kunstwerk verständlich mitteilen, dem Empfänglichen wirklich offenbaren: weiter wird von ihm nichts verlangt. Diese Aufgabe nötigt ihn allerdings, daß er die Wirklichkeit nicht bloß abspiegelt, sondern eben formt, ihr also in gewissem Sinne Gewalt antut. Darum kann Goethe zugeben: „Jede

Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres", und doch Form verlangen: „sie ist ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln." Daraus ist freilich nicht wieder eine Regel für den Künstler abzuleiten. Denn dieses Glas hat man eben, als Geschenk der Natur, oder wird man's auch nicht erjagen. Es ist „so einfach, daß es vor allen Türen liegt, und so ein wunderbar Ding, daß just die Leute, die es besitzen, meist keinen Gebrauch davon machen können".

Ist die Kunst ein Naturprodukt, so muß sie auch eine Bedeutung im Haushalte der Natur haben. Daß sie der moralischen Besserung des Volks dienen sollte, kann Goethes Meinung natürlich nicht sein. Er spottet über den Traum Sulzers und andrer Zeitgenossen: „eine weise Gesetzgebung würde zugleich Genies beleben und auf den wahren Zweck zu arbeiten anweisen können." Obgleich, wie wir eben sahen, die Kunst die heiligen Strahlen der Natur an das Herz des Menschen zum Feuerblick sammeln soll, lehnt er es auch ab, daß sie die Dinge um uns her verschönern, in eine schönere Beleuchtung rücken soll. Nein, durch die Kunst wehrt sich der Mensch geradezu gegen die Natur; und deshalb kann Goethe sogar fürchten, daß sie dem Menschen schade. Da wir nicht ganz sicher sind, ihn hierin richtig zu verstehen, teilen wir seine Worte selbst mit. „Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren; groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte nebeneinander existierend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel; sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu behaupten. Schon das Tier durch seine Kunsttriebe scheidet, verwahrt sich; der Mensch durch alle Zustände befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfache

Übel zu vermeiden und nur das Maß von Gutem zu genießen, bis es ihm endlich gelingt, die Zirkulation aller seiner wahr und gemachten Bedürfnisse in einen Palast einzuschließen, sofern es möglich ist, alle zerstreute Schönheit und Glückseligkeit in seine gläserne Mauern zu bannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele substituiert*) und seine Kräfte, von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgespannt, in Tugend, Wohltätigkeit, Empfindsamkeit zerfließen." Also scheint alle Kunst den Menschen mit Verweichlichung zu bedrohen. Kurz zuvor aber hat Goethe Sulzers Behauptung, die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsere Gemüter überhaupt zu der Sanftmut und Empfindsamkeit bilden, die kräftige These entgegengesetzt: „Überhaupt tut sie das nie, sie härtet vielmehr, Gott sei Dank, ihre echten Kinder gegen die Schmerzen und Übel ab, die sie ihnen unablässig bereitet, so daß wir den glücklichsten Menschen nennen können, der der stärkste wäre, dem Übel zu entgegnen, es von sich zu weisen und ihm zum Trutz den Gang seines Willens zu gehen; das ist nun einem großen Teil der Menschen zu beschwerlich, ja unmöglich; deshalb retirieren und retranchieren sich die meisten, sonderlich die Philosophen." Somit scheinen doch nur die Feigen, ob Philosophen oder Künstler, durch Abschluß gegen die herbe, rauhe, böse Natur sich zu verweichlichen. Aber da dem Menschen die Selbsterhaltung überhaupt verbietet, sich wehrlos der Natur preiszugeben, so konnte Goethe wohl der Meinung sein, daß die Kunst als solche wie jede Erfindung menschlicher Not die Gefahr mit sich bringe, nicht bloß zu schützen, sondern auch zu verweichlichen.

*) Vorher sagt Goethe: „Die Schönheit zum primo mobili [der Liebe] machen, kann nur der, der von den geheimnisvollen Kräften nichts ahndet, durch die jedes zu seinesgleichen gezogen wird, alles unter der Sonne sich paart und glücklich ist."

Indem wir aber den Zweck der Kunst im Haushalte des Lebens feststellten, sind wir bereits von der Ästhetik zu der Frage übergegangen, wie das Leben selbst aufzufassen sei.

2.

Wer in der Kunst jeden Zwang der Regel verwirft, wird das Gute im allgemeinen nicht in der Erfüllung eines Gebots sehen, wird eher fürchten, daß das einschränkende, leitende Gesetz das Leben und den Menschen verderbt. Zum Überfluß hat uns Goethe durch den Mund Werthers ausdrücklich erklärt, daß er das Sittlich-Gute genau so auffasse und werte wie das Ästhetisch-Gute, das Schöne. „Man kann zum Vorteile der Regeln viel sagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas Abgeschmacktes und Schlechtes hervorbringen, wie einer, der sich durch Gesetze und Wohlstand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Bösewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede, was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören! Sagst du, das ist zu hart! sie schränkt nur ein, beschneidet die geilen Reben rc. — Guter Freund, soll ich dir ein Gleichnis geben? Es ist damit, wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tages bei ihr zu, verschwendet all' seine Kräfte, all' sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er sich ganz ihr hingibt. Und da käme ein Philister, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: Feiner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müßt ihr menschlich lieben! Teilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Notdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht ihr ein Geschenk,

nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage zc. — — Folgt der Mensch, so gibt's einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten raten, ihn in ein Kollegium zu setzen; nur mit seiner Liebe ist's am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst. O meine Freunde! warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluten herein braust und eure staunende Seele erschüttert? — Lieben Freunde, da wohnen die gelassenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zugrunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen." Bringen wir von diesen Auslassungen noch so viel für Werthers Überschwänglichkeit in Abzug, so bleibt doch immer das übrig, daß der Dichter die Art der Lebensbeurteilung geändert wissen will. Die Moral, welchen Ursprungs sie immer sei, hat für ihn so wenig das Recht, eine unbedingte Pflicht vorzuschreiben, daß ihre Nützlichkeit selbst erst von einem höheren Gesichtspunkt aus festgestellt werden muß.

Und es ist nicht eben schwer, die Art der neuen, höheren Beurteilung des Lebens zu erkennen. Was man „gut" und was man „böse" heißt, die regelmäßige und die regelwidrige Lebensäußerung, ist für Werther-Goethe beides einfache, direkte Wirkung der Natur. Aber die Auswirkung der Natur ist bequemer oder unbequemer, sowohl für den Menschen, durch den sie wirkt, als für die Menschen, auf die sie durch ihn wirkt. Das „Gute" ist das Bequeme, das „Böse" das Unbequeme. Unbequem wird die Natur, wo sie mit ungewöhnlich hoher Kraft sich auswirkt: da entsteht der Künstler, der der Regeln spottet, der Liebhaber, der sein Vermögen, seine Zeit, seine Kraft verschwendet, der merkwürdige Bösewicht; aber auch der Neues schaffende Genius, der segenspendende Fürst, der tiefsinnige Denker. Bequem ist das Wirken der Natur, wo sie nur mäßige, ja

geringe Kräfte entfaltet, deren Träger sich leicht in andre fügt, weil er ihrer bedarf. So entsteht der gute Nachbar, der brave Hausvater, der pflichteifrige Beamte. Und man sieht leicht, daß Werther, aber auch Goethe, seine helle Freude an der starken Natur hat, ob sie gleich durch ihren Überschwall dem und jenem ein Gartenhäuschen, ein Tulpenbeet, ein Krautfeld verwüstet. Da handelt es sich, wie Crugantino meint, doch immer nur um einen „unbedeutenden Ärger" für die Welt, um eine „eingebildete Schande" für den Mann des unendlichen Herzens und seine Angehörigen.

Mit einer unvergleichlichen Frechheit der Konsequenz wird diese Art der Beurteilung von Herkules in „Götter, Helden und Wieland" durchgeführt. Die „Tugend" hat er, soweit er in der Welt herumgekommen ist, noch nie gesehen; erst im Hades hat er das Wort von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenschaft davon zu geben wußten. Ein Unding ist sie ihm wie alle Phantasie, die mit dem Gang der Welt nicht bestehen kann. Sofern sich etwas Wirkliches und Sinnvolles unter dem Worte denken läßt, wohnt sie natürlich bei ihm und seinesgleichen, bei den Halbgöttern und Heroen. Ihre Tugend aber ist, daß sie ihres Überflusses an Kräften sich entledigen, wie es eben in der Natur dieser Kräfte liegt. Schilt eine engbrüstige Zeit diese *ihre* Tugend als Laster, so ist das nur wieder eins dieser schönen Worte, um die sich ein gescheiter Mann nichts bekümmert. Wieland aber wird von Herkules das Urteil gesprochen: „Hättest du nicht so lang unter der Herrschaft deiner Sittenlehre geseufzt, es hätte noch was aus dir werden können; denn jetzt hängen dir immer noch die schalen Ideale an." Nun versichert allerdings Goethe in einem Brief an Lavater (20 V 74): „Herkules' Geschwätze ist wahrlich nicht *mein* Gefühl. Es ist nur, daß man die Hansen bei der Perücke zupft und Sachen sagt, die, wie du sprichst, *niemand Wort haben will.*" Aber damit vergleiche man den sehr lehrreichen Brief an Sophie von La Roche, den

er im Juni 1774 (wahrscheinlich gerade mit Beziehung auf jene Farce) schrieb! „Ja, liebe Mama, es ist wahr; Feuer, das leuchtet und wärmt, nennt ihr Segen von Gott, das verzehrt — nennt ihr Fluch. Segen denn und Fluch! Bin ich euch mehr schuldig, als die Natur mir schuldig zu sein glaubt? Leuchtet's nicht mir, wärmt's nicht — und verzehrt auch? Nennen Sie mich bös und lieben Sie mich! Un livre croyez-moi n'est pas fort dangereux. Das Gute und das Böse rauscht vor den Ohren vorbei, die nicht hören. Und ist das Böse nicht gut? und das Gute nicht bös? Haß ich Wielanden? lieb ich ihn? Es ist wahrhaftig all eins — ich nehme Anteil an ihm —" Er lehnt die „sittliche" Beurteilung seines Tuns einfach ab, und will sich, ein Stück Natur, beurteilt und behandelt wissen, wie man die Natur beurteilt und behandelt. Denn diese liebt man, obgleich sie „böse" ist, und wehrt nur, wenn man kann, ihre „Bosheit" ab — wie Goethe es auch als selbstverständlich hinnahm, daß sich seiner zu erwehren suchte, wem er zunahe trat.

Doch scheint gegen die völlige Aufhebung des „sittlichen" Urteils zu sprechen, daß Goethe, wie wir sahen, scharf zwischen Menschen unterscheidet, die aus sich leben und ihrer Umgebung noch Leben spenden, und Menschen, die ihrer selbst nur auf Kosten anderer froh werden können. Aber auch das ist ihm ein Unterschied der Natur, nicht der freien Entschließung. Und wenn wir genauer zusehen, entdecken wir, daß er zusammenfällt mit dem Gegensatz des Starken und Schwachen. Wer kein „eigen Herz" hat, kann nur als sein fühlen, was er vor dem andern voraus hat, was also dem andern fehlt; so wird er eifersüchtig, schadenfroh, tückisch. Wer ein „eigen Herz" hat, braucht nicht den andern zur Folie seines Werts, um sich fühlen zu können. Der Starke ist „gut", der Schwache muß „böse" werden. Der Starke (wie z. B. der Einsiedler im „Satyros") kann insbesondere ruhig mit ansehen, daß jeder „nach seinem eigenen Trieb" lebt (wird's ihm zu viel, so wird er sich schon helfen); nur

der Schwache hat das Bedürfnis, den Unbequemen moralisch zu verurteilen, schlecht zu machen (wie er auch unbequemes Wetter u. dergl. „böse“, „schlecht“ nennt).

Direkt, ob auch nur beiläufig, hat Goethe seine Ansicht über „gut“ und „böse“ in der Rede zum Shakespearestag ausgesprochen und dabei zugleich angedeutet, worin der Widerstand gegen seine Meinung wurzelt. „Das, was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare; das, was wir bös nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so notwendig zu seiner Existenz und zum Ganzen gehört, als Zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte, unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen!“ Und so schreien die verzärtelten, unerfahrenen Menschen noch mehr bei jeder fremden Heuschrecke im Theater der Wirklichkeit als in Shakespeares Theater.

Sich selbst sucht er diese Feigheit abzugewöhnen, indem er sich den Gedanken ohne Scheu verdeutlicht und mit aller Anstrengung einübt, daß man sich in die Wirklichkeit bloß zu finden hat. So schreibt er an Sophie von La Roche (16 VI 74): „In der Welt ist's wirklich nicht so schlimm; es ist nur anders, als wir's uns vorstellen.“ Wird's noch so schlimm, so ist doch nichts zu machen (an dieselbe, 15 IX 74): „Ja, liebe Mama, ich muß die Welt lassen, wie sie ist, und dem heiligen Sebastian gleich, an meinen Baum gebunden, die Pfeile in den Nerven, Gott loben und preisen. Hallelujah! Amen!“ Nur das kann der Mensch *vielleicht* vermeiden, daß er die Last der Wirklichkeit nicht noch durch eingebildete Leiden vermehrt. „Ja, liebe Mama, was ist das Herz des Menschen? Sind der wirklichen Übel nicht genug? Muß man sich auch noch aus sich selbst phantastische schaffen? Doch, was klag ich? Die Unruhe und Ungewißheit sind unser Teil, und lassen Sie uns die tragen

mit Mut wie ein braver Sohn, der die Schulden seines Vaters übernommen hat“ (28 VIII 74). In der Unruhe aber und Ungewißheit, die unser Teil ist, liegt auch eingeschlossen, daß die geschäftige Phantasie das Tatsächliche des Lebens erhöht und erweitert und so zu den wirklichen Leiden noch eingebildete hinzuschafft, z. B. das Leiden der Eifersucht, der Sorge, der Reue. Wer darauf angelegt ist, muß sich auch das gefallen lassen; so daß der Weisheit letzter Schluß durchaus bleibt: „Fiat voluntas! Dein Wille geschehe!“ — Wie weit es Goethe in dieser mutigen Passivität gebracht hat, tritt mit großer Deutlichkeit in der Auseinandersetzung mit Lili zutage. Mitten in dem Strudel der Leidenschaft beobachtet er immer wieder als bloßer Zuschauer, wie sich die Fäden des Schicksals ver- und entwirren.

Die bloße Anerkennung der Natur, des Schicksals, des eigenen wunderlichen Wesens überschreitet er in der Beurteilung des eigenen Lebens durch den Glauben, daß alle seine Verworrenheiten dazu dienen müssen, ihn zu läutern und seine Schaffenskraft zu steigern und in Bewegung zu setzen; wie ja auch die dichterische Anlage, die ihm das Leben so sehr erschwert, ihm zugleich ein Mittel der Selbsterhaltung ist. Sein Schaffen aber ist ihm nicht private Vergnügung, sondern Arbeit für die Brüder, für das Ganze. Doch hat er diese Gedanken, die ihm (wie die Briefe an Auguste zu Stolberg zeigen) die höchste Not auspreßte, noch nicht für eine Theorie des Lebens verwertet*). Davon hielt ihn zweierlei ab; eine Ursache, die wir erschließen müssen, und ein Grund, den er selbst angibt.

Goethe wird in dieser Zeit von dem Strom des Lebens so rasch dahingetrieben, hat mit ihm noch so energisch zu kämpfen, daß er zwar, um aufzuatmen und sich über den Augenblick zu orientieren, immer wieder den Kopf aus den

*) Ebensowenig die Erfahrung, daß „das liebe Ding, das sie Gott heißen, oder wie's heißt,“ doch sehr für ihn sorge. Schon die Art, wie er sich ausdrückt, zeigt, daß er nicht beim Wort genommen sein will.

Wogen emporstreckt, aber nie in ruhiger, beschaulicher Stimmung über dem Leben schweben kann. Hebt er den Kopf empor, so sieht er sofort ungemein scharf und weit; es verbinden sich auch die einzelnen Wahrnehmungen, die er macht, zu einem ziemlich zusammenhängenden Gesamtbild; sie zu ruhigen, dauernden Gedanken über das Leben zu verarbeiten, ist er doch viel zu bewegt. Dazu kommt, daß er den Ozean des Lebens ohne Karte durchaus als Entdecker durchschwimmt, nicht etwa bloß ein überliefertes Weltbild (z. B. das christliche) durch die eigenen Erfahrungen berichtigt und ergänzt. So beschränkt sich das Lehrhafte, das wir bei ihm fanden, bei genauerem Zusehen auf die bloße Beschreibung der Art, wie er gelebt wird und sich im Leben behauptet. Er kann nicht systematisch denken; er ist von sich aus und für sich „subjektiver Denker" im Sinne Sören Kierkegaards.

Wenn er aber von außen angeregt wird, sich über das Leben seine Gedanken, ja eine Theorie zu bilden, so erkennt er sofort, daß das Ganze nun einmal nicht in seinen Kopf geht. Auch glaubt er nicht, sonst jemand zugestehen zu müssen, daß er mit einem Blick und Gedanken das Ganze umfasse und durchschaue. Noch niemand ist nach seiner Meinung darüber hinausgekommen, im einzelnen kräftig zu „sentieren". Ob es niemanden niemals möglich sein werde, das Ganze in seinen Kopf zu bekommen, hat Goethe damals nicht erwogen — oder das Resultat seiner Erwägung bloß nicht mitgeteilt. Darauf aber, durch Reflexion zu verbinden und in strengen Begriffen festzulegen, was man im einzelnen kräftig sentiert, hält er gar nichts. Philosophie und Theologie sind für Faust ein bloßes Kramen in Worten. An Alexander von Joch, der die Lehre von der moralischen Freiheit geradezu widerlegen und das Belohnen und Strafen unabhängig von ihr begründen will, rühmt er die gute Laune, das Originelle und Offenherzige seiner Erörterungen, wünscht ihm aber, „daß er seiner Meditation einen andern

Vorwurf gewählt hätte." Warum? „Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freiheit von sehr vielen Gelehrten, wenigstens Schriftstellern, für viel leichter gehalten wird, als sie ist. Man stellt sich meistens vor, daß ein flüchtiges Raisonnement die Sache ausmachte; aber in der Tat, wer von ihr gründlich reden wollte, der müßte ganz das innere Wesen und die erste Springfeder der Tätigkeit erkennen. Wer wagt sich in diese Tiefe, wenn er sie kennt?" Der Rezensent selbst legt daher im weiteren nur dar, wo die Schwierigkeit nach seiner Meinung liege, wagt aber nicht, sie auflösen zu wollen. Und doch hat Goethe selbst für seine Welt schon damals eines „freien Willens" nicht bedurft.*)

Im zwanzigsten Buch von „Dichtung und Wahrheit" sagt der alte Goethe allerdings, daß er sich schon vor der Übersiedelung nach Weimar den Begriff des „Dämonischen" gebildet habe und dieses Dämonische im Egmont habe darstellen wollen. Doch kann ich nicht glauben, daß der junge Goethe, den wir nun kennen gelernt haben, sich das Dämonische bereits im einzelnen so gedacht habe, wie es am angegebenen Orte charakterisiert wird. Auch scheint mir dieser Begriff den Egmont Goethes so wenig zu erklären, daß die Vermutung nahe liegt, der Dichter habe das Dämonische erst nachträglich nur auch in Egmont entdeckt. Darum schreiben wir den Begriff des Dämonischen dem alten Goethe zu; als Ahnung tritt es freilich auch schon in der Zeit auf, in der wir stehen.

3.

Wir haben Goethes Ansicht vom Leben bis jetzt ganz aus ihm selbst sich entwickeln lassen. Dem scheint zu wider-

*) Man vergleiche auch das „Fatum congenitum", das in einem Brief an Herder vom Mai 1775 auftritt, und die „prätendierte Freiheit unseres Wollens" in der oben zitierten Stelle aus der Rede zum Shakespearestag.

sprechen, daß Goethe selbst teils in gleichzeitigen Briefen, teils in dem Bericht von „Dichtung und Wahrheit" den Einfluß verschiedener Denker erkennen läßt und erwähnt. Doch ist dieser Widerspruch nur Schein. Goethe hat von Rousseau und Spinoza (um diese zwei handelt sich's hauptsächlich) nichts gelernt, was er von ihnen erst hätte lernen müssen; und was er von Rousseau übernahm, hat er wesentlich verändert. Fremdes Denken hat ihm nur als Anregung für die eigene Entwicklung gedient, hat dieser nie eine andre Richtung gegeben.

Mit Rousseau wurde Goethe, wie erwähnt, schon in Leipzig bekannt. An die Folgen der naturgemäßen Lebensweise, zu der sich Goethe durch den Naturprediger bestimmen ließ, erinnern die „verfluchten Indigestionen", die sich Hermes (im „Satyros") von dem herrlichen Fraß roher Kastanien holt. Rousseausche Gedanken über Erziehung scheint Elmirens Mutter Olimpia zu haben, die die Melancholie ihrer Tochter (fälschlich) daraus ableitet, daß der Vater aus ihr ein kleines Meerwunder habe machen wollen. Dürfen die Kinder von Anfang ihres Lebens an nicht sein, was sie sind, nämlich Kinder, so müssen sie nach ihrer Meinung verdorben, unglücklich werden. Aber Olimpia schöpft ihre Ansicht aus der eigenen Erfahrung: daß sie ohne viel Erziehung mit ihrem gesunden Menschenverstand in Haus und Gesellschaft wohl zurechtgekommen sei. Wir haben also hinter ihr eher die Frau Rätin Goethe als Rousseau zu sehen. Anklänge an Rousseau finden sich auch sonst genug. Aber wir dürfen uns nicht verleiten lassen, daraus auf eine wirkliche Abhängigkeit zu schließen. Denn Goethe hat einen anderen Begriff von der Natur als Rousseau und sieht den Menschen in einem andern Verhältnis zur Natur. Für Goethe ist nicht die Natur gut, die Kultur böse, sondern die Natur gut und böse, also indifferent gegen diesen Unterschied, den nur die Menschen machen, und die Kultur ist ihm nicht sowohl ein Abfall von der Natur, als vielmehr

eine Notwehr gegen die Natur. Es ist auch nur eine scheinbare Übereinstimmung mit Rousseau, wenn Goethe zugibt, daß die Kultur den Menschen verweichliche; denn der Vorzug eines natürlicheren Zustandes ist nach Goethe, daß die Natur durch ihre Roheit den Menschen nötigt, seine Kräfte zu gebrauchen. Rousseau ist moralisierender, sentimentaler Naturschwärmer; Goethe schätzt die wilde Natur (auch im Menschen) ebenso hoch wie die gutartige. „Hatte einer Überfluß an Kräften, so prügelte er die andern aus.“ Diese Natürlichkeit der Halbgötter und Heroen kann wohl den jungen Goethe begeistern, ist aber wenig im Sinne Rousseaus; ebensowenig der aristokratische Stolz des Herkules: „Und versteht sich, ein echter Mann gibt sich nie mit geringern ab, nur mit seinesgleichen, auch mit größern wohl.“ Rousseau könnte nur die „guten“ Schwachen beglückwünschen, daß die „bösen“ Großen sich so mit ihnen nicht abgeben wollen.

Spinozas Werke hat Goethe im Frühjahr 1773 durch Merck von Professor Höpfner in Gießen entlehnt. Das Jahr darauf berichtet Lavater in dem Tagebuch seiner Reise an den Niederrhein, daß Goethe ihm viel von dem Leben Spinozas erzählt habe. Aber die gleichzeitigen Zeugnisse geben uns keine Auskunft darüber, was Goethe von Spinoza sich zugeeignet habe. Somit sind wir auf bloße Spuren von Spinozas Einfluß angewiesen und auf die Aussagen Goethes in „Dichtung und Wahrheit“. Nun faßt Goethe, wie wir sahen, in Übereinstimmung mit Spinoza die Natur durchaus als Kraft, die das Leben so unmittelbar und notwendig aus sich auswirkt oder erzeugt, daß das „Gute“ nicht mehr als das Sein-sollende, das „Böse“ nicht mehr als das Nicht-sein-sollende gefaßt werden kann. Aber Goethes Rede zum Shakespearestag, worin der diese Auffassung des Guten und Bösen ausdrücklich vorträgt, ist älter als die direkte Beschäftigung mit Spinozas Werken. Anderseits hat sich Goethe Spinozas Terminologie (Sub-

stanz, Attribut, Modus) auch später nicht bedient und ebensowenig auf einzelne Theoreme des Philosophen angespielt. Ja, als Goethe Spinozas Schriften unter die Hände bekam, hatte er die oben benützten Sätze über Alexander von Jochs Widerlegung der sittlichen Freiheit schon geschrieben, hatte also Spinoza als beweisenden, dogmatischen Philosophen zum voraus abgelehnt. Er konnte Spinoza nicht mehr eine Lehre, nur noch eine Stimmung entnehmen; genauer: er konnte nur durch Spinozas verwandte Stimmung in einer eigenen, schon vorhandenen Stimmung bekräftigt werden. Damit stimmt durchaus Goethes Bericht in „Dichtung und Wahrheit" (14. Buch). „Nachdem ich mich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehen hatte, geriet ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werk mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben; genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften; es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzutun." Der formale Gegensatz zwischen Spinozas und Goethes Art erhöhte naturgemäß nur den Eindruck von der Verwandtschaft, ja Gleichheit der Grundstimmung. „Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas kontrastierte mit meinem alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit notwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zustande." Daß aber Spinozas „grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete", Goethe besonders fesseln mußte, verstehen wir leicht aus dem unangenehmen Eindruck, den ihm gewisse Eigenheiten

der pietistischen Frömmigkeit machten. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe," das mit allen Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen Folgen, die daraus entspringen, sein ganzes Nachdenken erfüllte: es stand in direktem Gegensatz zu der von dem Straßburger Studenten gerügten Unart der Frommen, die Sache ihrer Grillen und die Sache Gottes zu vermischen; zu dem bedenklichen Glauben eines Stilling, sich in allen Angelegenheiten auf eine spezielle Fürsorge Gottes verlassen zu dürfen. Auch in dieser Hinsicht wurde also Goethe von Spinoza nur in einer vorhandenen Stimmung bestärkt. Dazu kam dann noch, was Goethe wieder selbst hervorhebt, daß er es zum Wesen der Liebe überhaupt rechnete, auf Nutzen, auf Gegenliebe nicht zu warten.

Es ist kein übles Zeugnis für den einsamen Denker und den von Liebeswirren hin und her geworfenen Jüngling, daß sich in beiden dieselbe Grundstimmung des Lebens frei erzeugte. Und für Goethes Selbständigkeit ist es ein schöner Beweis, daß er sich durch die erbauliche Kraft von Spinozas Person und Lehre nicht bestimmen ließ, das Begriffssystem des Philosophen zu übernehmen.

4.

Formal betrachtet hat der junge Goethe von Straßburg an zum Christentum dieselbe Stellung wie später zu Spinoza. Er hält es überhaupt für unmöglich, über Gott und göttliche Dinge bestimmte Aussagen zu machen, weist darum jede Theologie als dogmatische Wissenschaft ab, erbaut sich aber gerne an der verwandten Stimmung. Nur legt ihm das Christentum hierin immer größere Schwierigkeiten in den Weg; — das Christentum nämlich, wie er es in seiner Umgebung bei lebenden Menschen traf; denn das Christentum als bloße Lehre und Vorschrift ist ihm gleichgültig. Wir haben nun noch im einzelnen nach-

zuweisen, was er mit steigender Energie an den Christen ablehnte, ohne sich darum zu bekümmern, ob er sich damit gerade von „dem“ Christentum lossagte.

Noch im Jahr 1773 kann er als angeblicher Pastor, also als Vertreter des Christentums, Briefe an Amtsbrüder schreiben. Er wendet sich darin gegen die Orthodoxie, die die Heiden in die Hölle verweist; gegen die Eiferer aller Sekten, die mit Worten um sich werfen, die sie nicht verstehen; gegen die Philosophen, die unaufhörlich von Vernunft reden, mittlerweile sie allein nach Vorurteilen handeln. Er ist also überall gegen intolerante Streitsucht, nicht aber für die Indifferenz: ein Herz, das sich seiner Seligkeit versichern will, kann nicht von der Gleichgültigkeit Profession machen. Er selbst dankt Gott für nichts mehr als für die Gewißheit seines Glaubens: „darauf sterb ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgeteilt wird, die sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde; und so lieb ich Jesum Christum und so glaub ich an ihn und danke Gott, daß ich an ihn glaube.“ „Warum wir elend sind,“ meint er, „kann uns einerlei sein; wir sehnen uns nur nach einem Weg, auf dem uns geholfen werden könnte.“ Auf den einzigen Grund der Seligkeit weist er seine Gemeinde hin, so oft Gelegenheit dazu ist; Ungläubige überläßt er der ewigen, wiederbringenden Liebe. Zu Kontroversen hat er also keine Veranlassung. Dagegen hat er Meinungen, über die andere Christen leicht mit ihm Streit anfangen möchten. So will ihm nicht in den Kopf, daß der partikularste Bund Gottes (mit dem Volk Israel) auf Universalverbindlichkeiten (die bekannten zehn Gebote) gegründet worden sei. So unverfänglich aber dieser Gedanke scheint, so kann doch die Umkehrung desselben für die Kirche sehr bedenklich werden: daß nämlich dem Christentum als universaler Religion partikulare Verbindlichkeiten

nicht anstehen; denn als solche läßt sich ohne Mühe das ganze Dogma und der ganze Kultus darstellen. Ferner gibt er zwar zu: „Die Schwärmer und Inspiranten haben sich oft unglücklicherweise ihrer Erleuchtung überhoben," fährt aber fort: „Weh uns, daß unsre Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen!" Er hält also etwas auf die „fortlaufende Offenbarung", mit der die Kirche als Heilsanstalt nicht bestehen kann. Deshalb erklärt er auch: „Eine Hierarchie ist ganz und gar wider den Begriff einer echten Kirche" — und erklärt nur nicht, wie er sich eine Kirche ohne jede Art hierarchischer Gliederung denke. Übersehen wir nicht, was in diesen erbaulichen Briefen zwischen den Zeilen steht, so verwundern wir uns nicht, nebenher (durch Kestner) über den Autor zu erfahren: „Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner."

Ungefähr zur selben Zeit mögen einige Rezensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen entstanden sein, die uns, weil nicht in geistlicher Maske vorgetragen, einen sichreren Einblick in Goethes Denkweise gewähren. Er wendet sich gegen den Aufklärer Bahrdt, der die lächerliche Anmaßung hat, die mathematische Linie zwischen nötigem und unnötigem Glauben vorzeichnen zu wollen, ja die „ekelhafte" Anmaßung, unterscheiden zu wollen, was die ewige Weisheit unter der Geschichte Edens, unter dem Bilde der Schlange gelehrt hat und nicht gelehrt hat; der mit „Dreistigkeit" die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit erklärt, „worunter gewiß die Opfer gehören und von deren Entstehung der scharfsichtigste Geist nichts zu lallen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will." Der Rezensent meint, wer Welterfahrung besitze, werde nicht einmal Terminologiepagoden gerne umstoßen (geschweige denn so gut biblische Begriffe wie den des Teufels), wenn er bedenke, „welche heilige, den Brüdern teure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden."

Derselbe Rezensent aber charakterisiert neuerschienene „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung" mit beißender Ironie folgendermaßen: „diese Briefe sind hauptsächlich gegen die stolzen Weisen unseres Jahrhunderts gerichtet, die in Gott noch etwas anderes als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen; die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sei kein Ungeheuer, diese Welt sei in den Augen Gottes noch etwas mehr als ein Wartezimmer des künftigen Zustandes; und die sich vermessen gar zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort strafen." Unter den mißfälligen Behauptungen des Verfassers hebt er besonders hervor: daß das Laster des Stolzes der Seele eigen sei, nicht in den groben Elementen seinen Sitz habe, deshalb auch in die Ewigkeit übergehe; daß der Mensch mit der Quelle alles Übels, dem Eigenwillen, geboren werde; daß die besten Menschen in ihrem Herzen Räuber und Mörder seien. Er zieht dem Verfasser aus anderen Behauptungen die nach seiner Meinung lächerliche Konsequenz: „Also wenn Gott nicht ausdrücklich gesagt und verboten hätte: Hasse deinen Bruder nicht, so würde mein Haß keine schädliche Folgen gehabt haben! Die Unmäßigkeit würde meinen Körper nicht zerrüttet und das Laster meine Seelenruhe nicht gestört haben!" Zum Schluß gibt er allen Fanatikern von beiden entgegengesetzten Seiten zu bedenken, „ob es dem höchsten Wesen anständig sei, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen und dessen Verhältnis zu ihm zur Sache Gottes zu machen und darum mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sei." Goethe also, der Bahrdts Angriff auf die Vorstellung des Teufels mißbilligt, verwirft nicht nur die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen, sondern lehnt auch die Erklärung der Sünde ab, daß sie ihre Wurzel im Eigenwillen, im Stolz des Menschen habe; ja er findet es lächerlich, daß erst Gottes Gebot das Gute zur Pflicht des Menschen

mache. Sind etwa diese Gedanken des anonymen Briefschreibers (Albrecht von Hallers) weniger gut biblisch als der Begriff des Teufels? Und ist das etwa biblisch, daß vor Gott selbst nicht gut und böse zu sein brauche, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will? Es erfordert sehr viel Mitgefühl mit den schwächeren Brüdern, daß man sich durch diese feine Unterscheidung erspare, die Terminologiepagoden umzustoßen, in deren Bildern von den Brüdern heilige, teure Begriffe umarmt werden! Wie lange wird dieses Mitgefühl in Goethe vorhalten?

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde es ihm durch Lavater erschwert, verleidet. Dieser nahm Goethes erbauliche Briefe als bare Münze (Fräulein von Klettenberg hatte, nach „Dichtung und Wahrheit", Goethe den Ausländer immer angemerkt, wenn er die Sprache Canaans sprach); er trug daher dem neuentdeckten, gefühlvollen, begeisterten, überzeugten Liebhaber und Jünger Jesu sofort seinen Herzenswunsch vor, ihm ein Bild des Heilands zu entwerfen. Indem aber Lavaters wirklicher Glaube an Jesus, seine wirkliche Liebe zu Jesus Goethes Christentum gegenübertritt, das mehr anempfundenes, dichterisch erhöhtes Gefühl ist als wirkliche Gesinnung: da sieht Goethe und sagt es auch: ich bin kein Christ. Und wie Lavater darüber staunt, weinen möchte; wie er Goethes Zweiheit, ja Zweiartigkeit seine Einfachheit gegenüberstellt und von sich bekennt: „Nimmermehr hätt' ich (so gern ich sonst mit Schwachen Mitleid habe) den Pastorbrief schreiben und deinen Glauben [soll wohl bedeuten: Unglauben] haben können"; wie er ferner bemerkt, er fürchtete sich bei Goethes Großmut gegen Schwache vor Unredlichkeit („so schwach bin ich noch"): da wird es Goethe bei seiner Brüderlichkeit doch etwas schwül. Trotzdem scheint mir, daß er in der resoluten Erklärung, womit er die religiöse Auseinandersetzung mit Lavater abbricht (vgl. oben S. 89), diesen noch einmal schont. Denn er erwähnt neben Spinoza und Machiavell zwar Moses,

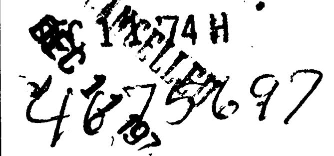
den Propheten, den Evangelisten, den Apostel als gleichartige und nur gleichwertige Organe der Offenbarung Gottes, nicht aber Jesus. Eine schärfere Sprache konnte der „Dechant“ Herder ertragen; ihm schreibt er zum Dank für übersandte exegetische Schriften: „Ich habe deine Bücher kriegt und mich dran erlabt. Gott weiß, daß das eine gefühlte Welt ist! Ein belebter Kehrichthaufen! Und so Dank! Dank! — — — Ich müßt' all die Blätter voll Striche machen, um den Übergang zu bezeichnen, und doch — — Wenn nur die ganze Lehre von Christo nicht so ein . . . ding wäre, das mich als Mensch, als eingeschränktes, bedürftiges Ding rasend macht, so wär mir auch das Objekt lieb.“ Der Brüder heilige, teure Begriffe von Christus sind ihm nun so zuwider geworden, daß sich sein Widerwille auf Jesus selbst überträgt.

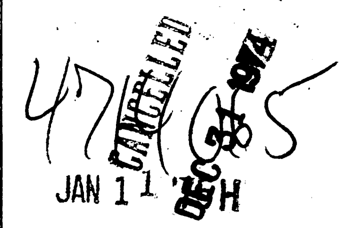
Was Goethe an der Lehre von Christo so heftig abstößt, sagt er uns nicht; doch ist die Ursache seiner Abneigung leicht aus seinem Urteil über Lavater zu erschließen. Warum spricht man Lavater gleich Rätsel und Mysterien, wenn man aus dem in sich und durch sich lebenden und wirkenden Herzen redet? Warum bekennt Lavater so oft, daß er schwach sei, obgleich Goethe an niemand schönere Stärken gefunden hat als an ihm? Die Antwort ist leicht zu geben. Weil der Christ Lavater muß sagen können: „wenn ich schwach bin, so bin ich stark;“ „so lebe nun nicht mehr ich, sondern Christus lebet in mir.“ Der rechte Christ darf kein eigen Herz haben, darf um der Ehre Christi willen nicht frei aus dem eigenen Herzen reden. Damit ist er aber für Goethe gerichtet. Und der Christus, zu dessen Gunsten der Christ auf den schönsten Besitz verzichten soll, kann Goethe natürlich auch keine Liebe einflößen.

Doch dürfen wir dieser Verschiebung in Goethes Stellung zu den Christen und vielleicht auch zu Christus (dem er in dem „ewigen Juden“ noch tiefgefühlte Worte in den Mund legt) keine zu hohe Bedeutung beimessen. Der

Hauptstrom seiner Entwicklung wird fernerhin so wenig wie bisher in dem Bette einer Auseinandersetzung mit dem Christentum dahinfließen. Vielmehr muß es sich im Fortschritt von Goethes Leben und Denken vor allem entscheiden, ob er das durchführen kann, den Menschen und speziell sich selbst mit seinen dichterischen und sittlichen Anlagen als ein Stück Natur zu betrachten; ob er bei der Umwandlung, ja Aufhebung des sittlichen Urteils, die sich daraus ergibt, mit sich und andern wird leben können; oder wie das unendliche Herz sich mit der verhaßten Regel abfinden wird, die nun einmal in der bürgerlichen Gesellschaft eine Macht ist.

enig
dem
ort=
den,
ſich
ein
ng,
ibt,
das
den
ine


DEC 1 '74 H
CANCELLED


CANCELLED
DEC 31 1974
JAN 1 1 '75 H



47593.47
Goethes Lebensanschauung in ihrer g
Widener Library
003589620
3 2044 087 159 646